This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

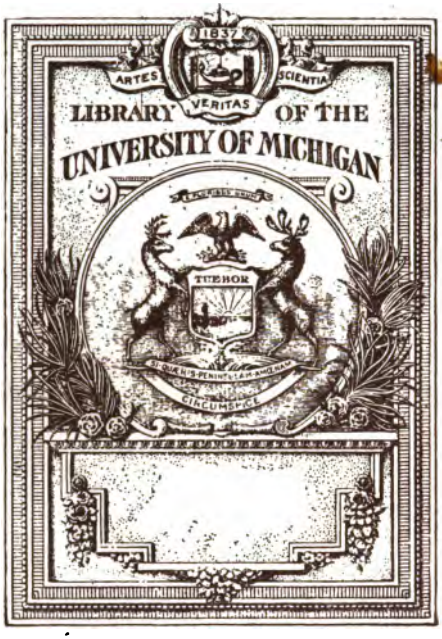
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BL
25
.R39
SER.3
V.5

A 409200


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

BL
25
.R39
Ser. 3
V. 5

Der südliche Buddhismus und der Lamaismus

von

Lizentiat H. Hackmann.

Der Buddhismus II. Teil.

1.–10. Tausend.

Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H.
Halle a. S. 1905.

Inhalt.

Seite

1. Kapitel.
Die Einteilung in südlichen u. nördlichen Buddhismus 1
2. Kapitel.
Allgemeines über den südlichen Buddhismus 4
3. Kapitel.
Der Buddhismus von Ceylon 5
Eintritt in den Orden 5
Anlage der heiligen Gebäude 11
Besonders bemerkenswerte Heiligtümer . . . 17
Leben und Charakter der Mönche 19
Sekten und Reformen 24
Einwirkung auf die Laien 25
4. Kapitel.
Der Buddhismus von Birma 30
Novizen und Mönche 31
Rangstufen 34
Heilige Gebäude 35
Pagoden 38
Charakter des Mönchtums 40
Volksleben und Buddhismus 43
5. Kapitel.
Der Buddhismus von Siam 50
6. Der Lamaismus. 53
Die heiligen Gebäude 54
Die lamaistische Götterwelt 55
Das Innere der Tempel 61
Das lamaistische Mönchtum 64
Die heiligen Schriften 69
Die Sekten 70
Die Hierarchie. 73
Die Volksreligion 76

1. Kapitel.

Die Einteilung in südlichen und nördlichen Buddhismus.

Seit Eugène Burnouf[1]) ist es üblich geworden, das ganze Gebiet der buddhistischen Religion in die zwei Domänen des südlichen und des nördlichen Buddhismus einzuteilen. Dabei ist nicht einfach ein geographischer Gesichtspunkt maßgebend, sondern diese Scheidung gründet sich auf einen wichtigen inneren Unterschied, indem nämlich die südlichen Länder des Buddhismus von jener Gestalt der Religion beherrscht werden, die man als Hinayâna bezeichnet, während der nördliche Buddhismus die andere Strömung des Mahâyâna repräsentiert. (Vgl. Buddhismus I, Religionsgeschichtl. Volksbücher, Reihe III, Nr. 4, S. 39–44.) Dem südlichen Buddhismus gehören Ceylon und die hinterindischen Reiche Birma, Siam, Kambodja an. Die Länder des nördlichen Buddhismus sind Tibet nebst den Himalaya-Staaten, die Mongolei, China, Korea und Japan.

Obwohl die Einteilung in südlichen und nördlichen Buddhismus ihr gutes Recht hat, so muß man doch sehr vorsichtig sein, daß sich keine verkehrten Vorstellungen damit einschleichen. Die Ausdrücke Hinayâna und Mahâyâna umfassen nicht zwei fest ausgebildete Typen bud-

[1]) Eugène Burnouf (1801–1852), der ausgezeichnete französische Orientalist, hat für das wissenschaftliche Studium des Buddhismus den Grund gelegt, vor allem durch sein Werk Introduction à l'histoire du Bouddhisme indien (1845).

401653

dhistischer Lehre; sie bezeichnen nur eine doppelte Tendenz der Entwicklung, dort die Tendenz, bei den ursprünglichen Gedankengängen und der alten Art von Lebensweise und Einrichtungen zu verbleiben, hier die Tendenz, neue Ideen den alten zu vermählen, sich fremden Nationen anzupassen. Darin liegt ja freilich ein wesentlicher Unterschied. Aber dieser Unterschied ist länderweise ganz verschieden zum Ausdruck gekommen. Jene zwei großen Gruppen sind darum jede für sich durchaus nicht als etwas einheitliches zu nehmen, sie haben sich auch nicht etwa jede für sich zusammenhängend organisiert, sie stehen sich nicht wie zwei Rivalen gegenüber. Am ersten könnte man noch den südlichen Buddhismus als eine Einheit fassen. Der heilige Kanon ist hier ganz der gleiche, er ist in der gleichen Sprache, dem Pali, abgefaßt, mag dieselbe auch mit singhalesischen oder birmesischen oder siamesischen Buchstaben geschrieben werden. Charakter und Auftreten der Mönchsgemeinde, Einrichtung der Klöster, Stellung der Laien zu den Mönchen, all dergleichen ist in den südlichen Ländern einander sehr ähnlich. Indes sind doch diese faktischen Ähnlichkeiten das einzige äußere Einheitsband, das sie umschlingt, und neben den Ähnlichkeiten stehen auch allerlei Verschiedenheiten. Blickt man aber gar zu dem nördlichen Buddhismus hinüber, so fällt die Verschiedenheit der buddhistischen Länder, welche durch jene Gruppenbezeichnung vereinigt werden, sofort sehr stark ins Auge. Hier laufen jedenfalls zwei durchaus eigenartige Strömungen nebeneinander her: einmal der tibetanische Buddhismus, der sog. Lamaismus, dem Tibet, die Himalayavölker und die Mongolei angehören, sodann der chinesische Buddhismus, von neueren Forschern bereits mit dem Sondernamen Soismus beschenkt (von So, der chinesischen Bezeichnung des Buddha), der Grundtypus auch für Korea und Japan. Japan aber hat wiederum der von China her übernommenen Religion so sehr seinen besonderen Geist eingehaucht, daß der japanische Buddhismus in vieler Beziehung für sich zu nehmen ist.

Bei dieser Sachlage ist klar, daß die Zerlegung in südlichen und nördlichen Buddhismus nur sehr mit Ein-

schränkungen zugegeben werden darf. Ja, kürzlich hat sogar einer der angesehensten Kenner dieses Gebietes[1]) vorgeschlagen, diese Einteilung ganz fallen zu lassen. Dagegen ist aber aus der Mitte der südlichen Buddhisten selbst energisch Einsprache erhoben[2]). Man muß gebildeten Buddhisten wohl das richtige Urteil in dieser Sache zutrauen und annehmen, daß ihr Gefühl für die starke Verschiedenheit der zwei Gruppen des südlichen und nördlichen Buddhismus genügend tatsächliche Unterlagen hat. Wir belassen es daher auch hier bei der alten Gruppierung, da nach den vorausgeschickten Bemerkungen wohl kaum eine Gefahr vorliegt, daß der Leser die Teilung so auffasse, als ob nördlicher oder südlicher Buddhismus jeder für sich eine geschlossene Einheit, eine Kirche darstellten. Man halte fest, daß die Ausgestaltung des Buddhismus nach den Einzelheiten überall *länderweise* erfolgt ist und *länderweise* ins Auge gefaßt werden muß, auch wenn man den deutlichen Unterschied zwischen dem Süden und Norden gelten läßt.

---

[1]) Der englische Forscher Rhys Davids, Professor des Pali und der buddhistischen Literatur in London, in seinem Buche Buddhist India (London, 1903) S. 172 ff.

[2]) S. d. Artikel des Birmesen Taw Sein Ko, The introduction of Buddhism into Birma, in der Zeitschrift Buddhism (herausg. in Rangoon von Ananda Metteya) Vol. I No. 4, S. 598 f.

2. Kapitel.

Allgemeines über den südlichen Buddhismus.

Die Länder des südlichen Buddhismus genießen im allgemeinen den Ruf, daß sie den Buddhismus in seiner echten, ursprünglichen Fassung repräsentieren. Dieser Ruf hat sein gutes Recht, wenn man die Erscheinung des südlichen Buddhismus *im ganzen* neben die des nördlichen stellt. Viele späteren Veränderungen der Lehre, der Lebensgewohnheiten, der Kultuseinrichtungen, die dem nördlichen Buddhismus ein so ganz anderes Gepräge gegeben haben, sind in den südlichen Ländern unbekannt. Dennoch darf man den Anspruch auf Ursprünglichkeit, den der südliche Buddhismus erhebt, nicht allzu streng nehmen. Eine gewisse Mischung mit Fremdartigem ist auch hier eingetreten. Besonders fällt sie dem Beobachter auf, wenn er untersucht, was *den Laien* der Buddhismus bedeutet. In den Laien fließen buddhistische und nichtbuddhistische Strömungen achtlos durcheinander, und man darf durchaus nicht erwarten, daß auch in völlig buddhistischen Ländern wie Ceylon oder Birma die Religion des Gautama auf die Laienwelt den Einfluß gehabt hätte, ihre religiösen Vorstellungen gründlich zu läutern und einheitlich zu gestalten. Züge von animistischer oder Naturreligion, welche diese Völker vor der Zeit des Buddhismus beherrschten, liegen noch heute in großer Zahl und überraschender Deutlichkeit vor und geben in ihrer Wirkung neben dem Einflusse des Buddhismus her. Natürlich wird dadurch aber auch die Auffassung der buddhistischen Religion bei den Laien in vielen Punkten eine schiefe und irrige. Bräuche

kindiſchen Aberglaubens haben ſich in der Laienwelt vielfach an Lehren und Einrichtungen der buddhiſtiſchen Religion angeſetzt. Und ſelbſt das Mönchtum iſt nicht frei davon. In ſeine Lebensweiſe und in die Anlage ſeiner heiligen Räume iſt vielerlei eingedrungen, was durchaus unbuddhiſtiſch iſt. Es ſcheint mir nötig, von vornherein jenem Anſpruche der ſüdbuddhiſtiſchen Länder auf Urſprünglichkeit und Reinheit ihrer Religion bis zu einem gewiſſen Grade entgegenzutreten, da dieſer Anſpruch, immer von neuem durch urteilsloſe Nachbeter in den ſtärkſten Ausdrücken kolportiert, verkehrte Erwartungen in dem Europäer erwecken könnte.

Für die Geſamtbeurteilung der drei Hauptgebiete des ſüdlichen Buddhismus dürften als bemerkenswerte Geſichtspunkte gelten, daß in Ceylon die Religion ihre gelehrteſten Vertreter hat, daß Birma am gründlichſten auch in ſeinem geſamten Volksleben von der Atmoſphäre des Buddhismus durchdrungen iſt, während endlich Siam und Kambodja das beſondere Intereſſe bieten, daß dort noch ein lebendiges buddhiſtiſches Staatsweſen und Königtum exiſtiert (in Kambodja freilich unter franzöſiſcher Oberhoheit) und damit Gelegenheit zur Beobachtung von Verhältniſſen bietet, die anderswo vorüber ſind.

3. Kapitel.

Der Buddhismus von Ceylon.

Literatur: R. Spence Hardy, Eastern Monachism, London, 1860.

Eintritt in den Orden.

Wer als Novize in den Mönchsorden eintreten will, muß mindeſtens das Alter von acht Jahren erreich-

haben und die Einwilligung seiner Eltern besitzen. Natürlich sind diese selbst in der Regel die Veranlasser, wenn ein Kind in so frühem Alter der geistlichen Laufbahn zugewiesen wird. Das Motiv ist meistens die Versorgung des Kindes. Der Novize heißt Sâmanêra. Das Kind wird Novize durch ein rein privates Abkommen zwischen ihm (oder den Eltern) und einem Mönche. Es ist ein Verhältnis von Lehrer und Schüler oder von Meister und Jünger. Der Novize erklärt vor seinem erwählten Mönchslehrer, daß er den Wunsch habe, seine Zuflucht zu nehmen zu dem Buddha, der Lehre und der Gemeinde. Mit dieser Eintrittsformel verbindet er das Gelübde des Gehorsams gegen die zehn mönchischen Hauptgebote. Er verspricht, daß er kein Leben vernichten wolle, daß er nicht stehlen werde, daß er keinen Geschlechtsverkehr unterhalten wolle, daß er keine Lüge sprechen, daß er kein berauschendes Getränk trinken werde, daß er nach Mittag keine Mahlzeit mehr einnehmen wolle, daß er dem Tanzen, Singen, der Musik und Aufführungen entsage, daß er auf Pflege des Körpers durch Blumenschmuck oder Salben und Parfüm verzichte, daß er keine hohen und breiten (vornehmen) Lagerstätten benutzen, daß er kein Gold oder Silber annehmen wolle. (Vgl. Buddhismus I, S. 19 f.) Dem Eintretenden wird das Haupt völlig kahl geschoren und das Mönchsgewand angelegt. Dies Mönchsgewand besteht aus drei Stücken. Das erste ist ein Unterkleid, bestimmt, den Körper vom Nabel bis zu den Knien zu umhüllen; darüber wird ein den ganzen Körper bedeckendes Gewand getragen, dem bei vollem Anzug noch ein weiter Mantel hinzugefügt wird. Man trägt den Mantel gewöhnlich so, daß die rechte Schulter unbedeckt bleibt. Die Mönchskleidung soll der Regel nach aus Baumwolle, nicht aus Seide hergestellt sein, sowohl aus Gründen der Einfachheit, als besonders deswegen, weil die Herstellung der Seide das Töten der Seidenwürmer nötig macht. Indes findet man in neuerer Zeit die Benutzung von Seide für Mönchskleidung sehr häufig. Die Farbe der Gewandung ist gelb oder gelbbraun in verschiedenen Nüancen. Die alte Vorschrift war, daß die

Mönche ihre Kleidung verfertigen sollten aus Lappen und Stücken, die verbraucht oder weggeworfen waren. Das wird aber heute nicht mehr beobachtet. Eine formelle Erinnerung daran ist es, wenn das Zeug, aus dem die Gewänder hergestellt werden, vorher in eine Anzahl Stücke zerschnitten und dann wieder zusammengenäht wird. Auch der Novize darf wie der volle Mönch zur Zeit nur einen Anzug (bestehend aus jenen drei Teilen) besitzen.

Der Novize nimmt in der Regel seine Wohnung bei dem Mönche, den er sich zu seinem Lehrer erwählt hat. Es kann so kommen, daß er einem größeren Kloster einverleibt wird, wo er dann meistens mit einer Anzahl anderer Novizen gemeinsam lebt; es kann auch sein, daß er seine Behausung allein bei einem der Mönche findet, welche einzeln für sich eins der kleinen Dorfheiligtümer verwalten. Sein Tagewerk verläuft nach den Vorschriften, die von alters her darüber bestehen, und zwar im großen und ganzen schon ziemlich in derselben Weise wie der Tageslauf des Mönches, nur daß er vielerlei Dienstleistungen für seinen Lehrer zu übernehmen hat. Er soll des morgens vor Sonnenaufgang sich erheben, sich säubern, den Tempel reinigen, das nötige Wasser holen und filtern u. dergl. Dann widmet er in der Stille eine längere Zeit der Meditation. Damit verbindet er Verehrung der Buddhabildnisse und Darbringung von Blumen vor denselben. Hierauf schickt er sich an, mit der Bettelschale in der Hand durch das Dorf oder nach den naheliegenden Hütten den Gang zu machen, auf welchem der buddhistische Mönch täglich seine Nahrung als Spende der Laien sammelt. Der Novize unternimmt den Bettelgang freilich noch nicht für sich selbst, er ist dabei eigentlich nur Begleiter seines Mönchslehrers, dem er die Schale zu tragen und sonst behilflich zu sein hat. Indes geschieht es häufig, daß der Mönch seinen Novizen allein aussendet. Nach der Rückkehr widmet der Novize sich der Bedienung seines Lehrers, wäscht ihm die Füße, bringt ihm Trinkwasser, sorgt für sein Mahl und ißt selber. Danach reinigt er die Gerätschaften und vertieft sich wieder einige Zeit in

Meditation. Sodann beginnt er in gewissen ihm vorgeschriebenen heiligen Büchern zu lesen oder auch etwas aus ihnen abzuschreiben. Hierbei darf er und soll er über Gegenstände, die ihm unklar sind, die Belehrung seines Meisters einholen. Ist es die Jahreszeit, wo der Mönch Bana liest, d. h. den Laien vorlesend oder erzählend eine Art Predigt hält (vgl. S. 14), so hat der Novize alles für diese Handlung vorzubereiten und seinem Lehrer behülflich zu sein. Überhaupt soll er soviel er kann seinem Meister und auch anderen Mönchen (falls er einem größeren Kloster zugeteilt ist) in großer Ehrerbietung seine Dienste widmen, als ob er dem Buddha selbst diente. Meditation, besonders darüber, ob er all seine Pflichten richtig erfüllt habe, beschließt den Tag.

Eine bestimmte Anzahl von Schriften ist ausgewählt für das Studium und Auswendiglernen des Novizen. Diese Schriften sind teilweise in Elu, einem altsinghalesischen Dialekte, teilweise in Pali, der heiligen Sprache des südlichen Buddhismus, geschrieben. Zur Aufzeichnung der Pali-Schriften bedient man sich der singhalesischen (aus dem Sanskrit abgeleiteten) Buchstaben. Die meisten dieser für Novizen bestimmten Schriften enthalten Vorschriften des praktischen Lebens, Gebote und Verbote, welche mehr als jene allgemeinen zehn Grundgebote auf die Einzelheiten des Lebens eingehen. Andere zielen dahin, die Sittlichkeit zu vertiefen und zu verinnerlichen, so besonders das berühmte Werk Dhammapada, einer der bekanntesten Bestandteile des buddhistischen Kanons. Auch Anleitung für die rechte Weise der Meditation wird in den Novizenbüchern erteilt. Eine der Schriften für Anfänger führt ein in die Kunst des Exorzismus (sie heißt Piruwânâ-pota). In ihr sind Sprüche aus dem heiligen Kanon zusammengestellt, deren Rezitieren, verbunden mit gewissen äußeren Zeremonien, böse Einflüsse abwehren und Segen bringen soll. Es ist zu beachten, daß diese abergläubische Linie des Buddhismus selbst in Ceylon schon bei der Unterweisung der zukünftigen Mönche deutlich hervortritt.

So ernst und tief viele der Vorschriften und Betrachtungen in den Schriften klingen, so nachdrücklich darin

auch auf Reinheit der Motive, auf inneren Eifer, auf die höchsten Ziele hingewiesen wird, so würde man doch sehr irren, wenn man eine dementsprechende Anschauung bei dem Durchschnitte der Novizen voraussetzte. Die meisten fassen die Sache völlig äußerlich auf. Zwar wird auswendig gelernt und gelesen, das äußere Dekorum wird beobachtet, die Dienstpflichten gegen den Mönchslehrer werden erfüllt, aber übrigens verfolgt man seinen Weg, weil er schließlich zum Anrecht oder teilweisen Anrecht auf ein Kloster und Heiligtum führt. Diejenigen, deren Streben ernster ist, sind Ausnahmen.

Mit dem zwanzigsten Jahre hat der Novize das Alter erreicht, um als voller Mönch in die engere Gemeinde aufgenommen zu werden. Dazu bedarf es eines öffentlichen Aktes, den man Upasampadâ nennt. Derselbe vollzieht sich nach einem alten Ritual und verläuft sehr einfach[1]). Der Novize legt zunächst wieder Laienkleidung an; seine Mönchsgewandung nebst verschiedenen sonstigen Attributen wird an einer bestimmten Stelle aufbewahrt, um ihm hernach überreicht zu werden. Da der Tag als ein großer Festtag gilt, begleiten Freunde den Aufzunehmenden in einem fröhlichen Aufzuge nach dem Kloster, wo der Akt stattfinden soll. Alle Mönche versammeln sich in einer großen Halle. Der Leiter der Aufnahmefeier richtet dann öffentlich eine Reihe von Fragen an den Aufzunehmenden: ob die dort deponierten Gewänder und Utensilien ihm gehören? ob er frei ist von bestimmten Krankheiten, welche die Aufnahme hindern? ob er ein Mensch, ein Mann, ein Freier ist? ob er nicht verschuldet ist? kein Diener des Königs? ob er die Einwilligung der Eltern hat? ob er zwanzig Jahre alt ist? Sodann wird er nach seinem und seines bisherigen Mönchslehrers Namen gefragt. Nun muß er vortreten und die ganze Mönchsversammlung dreimal um Aufnahme bitten. Der Leitende weist darauf hin, daß kein Hindernis vorliege und fordert den, der Einspruch tun will, auf, zu sprechen. Wenn niemand da-

[1]) Vergl. Warren, Buddhism in translations S. 395—401, wo das Ritual (Kammavâcâ) übersetzt ist.

gegen auftritt, gilt der Novize als aufgenommen. Der Leiter ſtellt ihm noch ganz kurz die Hauptpflichten ſeines neuen Lebens vor, und zwar zum Teil in altertümlichen Formulierungen, wie ſie heute nicht mehr innegehalten werden (z. B. daß die Kleidung aus zuſammengenähten Lumpen hergeſtellt werden ſoll, daß man in Krankheit nur gewiſſe ekelhafte Medikamente gebrauchen dürfe). Die Mönchskleidung wird angelegt und die notwendigen Utenſilien werden dem neuen Mönche übergeben. Es gilt als feſtes Geſetz, daß ein Mönch nur acht beſtimmte Gegenſtände zu eigen beſitzen ſoll, nämlich außer den drei Stücken ſeiner Kleidung einen Gürtel, eine Almoſenſchale, ein Raſiermeſſer, eine Nadel, ein Filtriertuch, um Waſſer durchzuſeihen, ehe man es trinkt. Dieſe Gegenſtände muß der Mönch bei ſeiner Aufnahme ſämtlich aufweiſen können. Er bekommt ſie meiſtens als Geſchenk von Nächſtſtehenden.

Wenn ein Erwachſener von mehr als zwanzig Jahren in den Mönchsorden eintreten will, ſo hat auch er zunächſt als Novize eine Vorſtufe, welche durch eine einfachere Förmlichkeit eingeleitet wird, durchzumachen. Er erhält in dieſer Zeit den notwendigſten Unterricht und praktiſche Anleitungen. Eine Beſtimmung über das Mindeſtmaß dieſer Vorbildung beſteht nicht. Doch kann der Leiter der Aufnahmefeier eine Prüfung anſtellen, um ſich zu überzeugen, daß der Aſpirant die notwendigſten Kenntniſſe beſitzt.

Die Feier der Aufnahme in den Mönchsorden wird heutzutage für ganz Ceylon gewohnheitsmäßig nur in der alten Hauptſtadt Kandy vorgenommen, und zwar in den beiden Klöſtern Malwatte und Asgiri, denen eine leitende Stellung zukommt. (Vgl. S. 8.) Beide Klöſter haben einen beſonderen Raum für dieſen Zweck, eine offene rechteckige Säulenhalle. Der Leiter der Feier, der Abt des betreffenden Kloſters, muß mindeſtens ſeit zehn Jahren Vollmönch ſein, und die Zahl der teilnehmenden Mönche muß wenigſtens zehn betragen. Der Vorgang iſt öffentlich; meiſtens nehmen viele Laien, Verwandte und Freunde der Ordinanden, daran teil. Natürlich iſt es auch jedesmal eine größere Zahl von Novizen, die

gemeinsam aufgenommen wird. Es sind nur vier Aufnahmefeiern jährlich üblich, und zwar je eine Woche nacheinander im Monate Wesak (unserm Mai-Juni), beginnend mit dem Vollmondtage dieses Monats, welcher als der Tag gilt, da der Buddha einst in das volle Nirvâna eingegangen ist.

Der Eintritt in das Mönchtum ist nicht etwas für immer Verpflichtendes. Vielmehr steht es in dem freien Willen jedes Geschorenen, in das Weltleben zurückzukehren, wenn er sich unfähig findet, die Pflichten des Mönchlebens zu erfüllen oder wenn er das Vertrauen dazu verliert. Auch kann er zeitweise aus gewissen Gründen austreten, um hernach wieder aufgenommen zu werden. Um jedoch einen gar zu mutwilligen Mißbrauch solcher Freiheit zu verhüten, gilt die Bestimmung, daß der Austretende seinen Entschluß und seine Gründe den versammelten Mönchen eines Klosters öffentlich mitteilen muß.

Anlage der heiligen Gebäude.

Man dürfte zweifelhaft sein, wie die Stätten, wo die Mönche ihren Aufenthalt nehmen, richtig zu bezeichnen sind. Weder der Ausdruck Kloster noch Tempel trifft völlig zu. Das Wort Kloster kann man nicht gebrauchen, da es sich häufig nur um die Wohnung eines einzelnen Insassen handelt. Der Tempel aber ist immer ein besonderes Gebäude für sich, von der Wohnung des oder der Mönchsinsassen geschieden. Die Behausung der Mönche trägt den Namen Pansala; der Tempelraum heißt Wihâra; diese zwei Gebäude sind immer vorhanden, wo Mönche leben.

Pansala bedeutet ursprünglich eine „Blätterhütte“ und deutet so auf die primitive Art der Wohnungen von Mönchen hin. Noch heute sind es meist ganz geringe Häuschen, aus Latten und Lehm gebaut, das Dach aus Stroh oder Palmblättern hergestellt. So sehen wenigstens die vielen gewöhnlichen Pansalas aus, welche überall auf Ceylon durch das Land hin zerstreut im Schatten von Palmen und Eisenholzbäumen liegen, umwachsen

von Bananenstauden und umblüht von tropischen Blumen. In ihrer kunstlosen Anspruchslosigkeit stören diese niedrigen braunen und weißen Gebäude die Harmonie des schönen Natureindrucks garnicht. Anders nehmen sich freilich einzelne größere Klöster in Orten wie Kolombo oder Kandy aus. Dort sind es wohl gar mehrstöckige, auf europäische Art gebaute Häuser, im Innern mit modernen Möbeln ausgestattet.

Der Tempelraum, Wihâra, liegt immer getrennt für sich, häufig auf einem Hügel oder sonst hervorragenden Platze. Bei größeren Klöstern hat man auch wohl mehrere Wihâras. Der Wihâra ist der Ort, wo die Buddhastatuen (Pilama) aufgestellt sind. Das Gebäude ist meistens etwas solider als die Mönchswohnung und mit Ziegeln gedeckt, öfter von einer Lehmmauer umschlossen, welche einfache mythologische Malereien verzieren. Ähnliche religiöse Malerei wird auch zum Schmuck der Innenwände des Heiligtums verwendet. Sie hat wenig von künstlerischem Charakter. In Farbe, Kostüm und Haltung, in Ausdruck der Gesichter und Gruppierung der Figuren, gibt sich immer die gleiche kindlich unentwickelte, früh erstarrte und seit Jahrhunderten in einer festen Tradition dahinlaufende Art kund.

Auch die Darstellung des Buddha in Statuen ist auf wenige ganz und gar feststehende Typen beschränkt. Man kennt hauptsächlich drei Formen von Buddhastatuen: den sitzenden, den stehenden und den liegenden Buddha. In allen drei Formen trägt der Buddha die übliche Mönchskleidung, als Obergewand den Mantel, der die rechte Schulter frei läßt. Die Ohrläppchen sind so lang, daß sie die Schulter berühren. Die Haarfläche des Kopfes ist bedeckt mit einer Menge kurzer Stümpfe, die ursprünglich die Reste des abgeschnittenen Haupthaares darstellen sollten, mit der Zeit aber so stilisiert sind, daß das nur schwer noch zu erkennen ist. Oben aus der Mitte des Schädels tritt gewöhnlich eine besondere Erhebung hervor, in die Darstellung einer fünfzackigen Flamme auslaufend. Die Gesichtszüge sind meist steif und unschön, nach altüberlieferter Vorschrift handwerksmäßig gebildet. Der sitzende Buddha hockt

mit zuſammengeſchlagenen Beinen, die Füße aufeinander gelegt, den linken unter dem rechten, die Hände, gleichfalls die linke unter der rechten, im Schoße über den Füßen. Es iſt die Haltung der Meditation, in welcher man ſich den Buddha unter dem Bodhibaume denkt, damals, als er ſeine Offenbarung erlebte. (S. Buddhismus I, S. 7 f.) Der ſtehende Buddha wird in gerade aufgerichteter Haltung wiedergegeben, die Füße eng nebeneinander geſetzt, die rechte Hand erhoben, ſodaß die innere Handfläche dem Beſchauer zugewendet iſt, die linke dicht am Körper herabgeſtreckt, das Gewand haltend. Er iſt als predigender gedacht. Der liegende Buddha ſoll den Moment darſtellen, da der große Lehrer in das volle Nirvâna einging, alſo ſtarb. Er liegt lang ausgeſtreckt auf der rechten Seite, die rechte Hand unter den Kopf gelegt, der linke Arm ſchmiegt ſich dem Körper an. — Hin und wieder begegnet man leichten Abweichungen von dieſen drei Darſtellungen[1]), aber im ganzen kehren ſie immer ſo wieder, natürlich in allen Maßen, von rieſiger, zehnfach die Menſchengröße übertreffender Ausdehnung bis zu ſolchen, die man bequem in die Taſche ſteckt. Koloſſale Buddhafiguren ſind zuweilen aus dem natürlichen Felſen gehauen. Die Bildniſſe in den Wihâras beſtehen vielfach aus gebranntem Ton, der mit einer Lage von beſonderem Zement, dem ſog. Tſchunam, bedeckt wird, welcher ſehr dauerhaft iſt und eine gute Politur annimmt. Auch Holz, Kupfer, Bronze, Elfenbein und Stein dienen

---

[1]) Von diesen möge noch besonders genannt werden die Darstellung des von der Cobra beschützten Buddha. Seine Haltung ist genau die des „sitzenden", aber die Unterlage seines Sitzes bildet der aufgerollte Leib einer Cobra, jener gefährlichen Giftschlange, die auf Ceylon so häufig ist, und der Kopf des Reptils mit den breit aufgeblasenen Halstaschen wölbt sich schirmend über Gautamas Gestalt. Die Legende sagt: so habe ein Schlangendämon den Buddha beschützt, als er in Meditation sitzend von feindlichen Mächten durch Regen und Unwetter bedroht wurde. Offenbar hat man alten auf Ceylon heimischen Schlangenkult dadurch mit dem Buddhismus zu verschmelzen gesucht. Darstellungen von fünfköpfigen oder siebenköpfigen Cobras sind auch sonst nicht selten an Felsen und in Tempeln. –

sonst zur Herstellung von Statuen. Sie werden gewöhnlich übergoldet, die bedeutenderen auch mit falschen oder echten Edelsteinen geschmückt. Die Augen und andere Züge des Gesichtes pflegt man durch Malerei hervorzuheben.

Den Buddhabildnissen ordnet man wohl einzelne Gestalten seiner vorzüglichsten Schüler bei, sei es auch nur durch Gemälde an der Wand. So fügt man dem sitzenden Buddha öfter die beiden Jünger Maudgalyâyana (Môgallâna) und Schâriputra (Sâriputta) hinzu, dem sterbenden zuweilen Ananda.

Die Wihâras enthalten nun übrigens außer diesen buddhistischen Darstellungen häufig noch allerlei Gestalten der hinduistischen (brahmanistischen) Mythologie. Besonders gewöhnlich sind Bildnisse des Brahma und des Wischnu. Die Aufnahme solcher Gottheiten ist ein Zugeständnis an die populäre Vermischung von Buddhismus und Hinduismus, welche zu rechtfertigen den Mönchen nicht schwer wird. Die hinduistischen Götter (Dewa) spielen in der buddhistischen Mythologie eben auch eine mannigfache Rolle als Verehrer und Diener des Buddha. Nicht selten findet man die hinduistischen Götterbildnisse in einem besonderen Nebengebäude, dem Dêwâle, das aber zu dem buddhistischen Heiligtume gehört.

Außer Pansala und Wihâra weist jedes etwas größere Heiligtum noch eine besondere Halle auf, die der Predigt des heiligen Textes dienen soll. Diese Halle heißt Banage, von Bana, „das Wort", nämlich das heilige Wort des Kanons. Es ist gewöhnlich ein völlig schmuckloser Raum mit einer Art Podium in der Mitte für den redenden Mönch. Die Zuhörer bedürfen keiner Stühle oder Bänke, da sie nach singhalesischer Weise auf Matten am Boden hocken. Die Predigt, für welche diese Hallen bestimmt sind, wird in den drei Monaten des sog. Was gehalten und daher selbst auch wohl Was genannt. Dieser Name bezeichnete ursprünglich die Regenzeit, für welche der Buddha die Mönche anwies nicht umherzuwandern, sondern still an einem Platze zu weilen. Man hat in Ceylon jene selben Monate, welche der Buddha nach nordindischem Klima dafür bestimmte, beibehalten,

nämlich etwa Mitte Juli bis Mitte Oktober, doch sind das für Ceylon klimatisch ziemlich angenehme Zeiten, sodaß die Predigt, wenn keine besondere Halle für sie bei dem Heiligtume sein sollte, unter einem leichten Holzgerüst oder auch ganz im Freien gehalten werden kann. Die Predigt findet am Abend statt, und der Anblick dieser Versammlungen ist höchst phantastisch und malerisch. Die Leute, nach Möglichkeit in Schmuck und buntem Anzuge, bringen eine Menge Lampen und Laternen mit, da es für ein verdienstvolles Werk gilt, zur Erleuchtung beizutragen. Blumen, Flaggen und bunte Tücher, zu Zeiten Musik und Feuerwerk beleben das Schauspiel. Bisweilen werden auch religiöse Aufführungen mit der Feier verbunden. Die Predigt ist meist ein Rezitieren der heiligen Pali-Texte, zuweilen auch eine hinzugefügte Erläuterung in singhalesischer Sprache. So oft der Name des Buddha vorkommt, ruft die ganze Menge: Sâdhu! (ein Ausruf der Bewunderung). In Vollmondnächten setzt man die Feier oft vom Abend bis zum Morgen hin fort. —

In dem Hofe, welchen Pansala, Wihâra und Banage umschließen, sieht man bei größeren Anlagen der Art in der Regel noch verschiedene bemerkenswerte Einrichtungen. Da steht ein Glockengestell mit einer Glocke; da ist ein Bassin mit Lotosblumen; da hat man eine kleine Pagode (Dagoba) errichtet; da wächst der überall von den Mönchen gepflanzte Bodhibaum, ein Exemplar der Gattung, unter welcher der Buddha saß, als er erleuchtet wurde (Pappelfeigenbaum, ficus religiosa). Jedes Kloster hat einen solchen Baum aufzuweisen, während der altehrwürdige Urvater aller dieser Bäume, der schon aus Mahêndras Zeit stammende Bodhibaum, welchen Aschôka nach Ceylon sandte (vgl. Buddhismus I, S. 51), noch heute als eine über zweitausend Jahre alte Seltenheit in der merkwürdigen Ruinenstätte von Anuradhapura grünt (vgl. u. S. 19). Auf dem Hofe vieler Klöster findet man auch einen Pavillon, in welchem ein interessanter, auf Ceylon besonders häufiger Gegenstand der Verehrung ausgestellt ist, nämlich eine Wiedergabe der Fußspur des Buddha (Srî-pâda, wovon der Pavillon Srîpâdula ge-

nannt wird).' Diese Merkwürdigkeit hängt zusammen mit dem bekannten, eigenartig geformten und seit alten Zeiten verehrten Berge, welcher den Namen Adams Pik trägt. Dort hat die Phantasie der religiösen Scheu (wie ähnlich in vielen anderen Ländern) eine besonders gestaltete Vertiefung auf dem Gipfel als den Fußeindruck eines Übernatürlichen betrachtet, und während der Hinduismus den Gott Schiwa, die Mohammedaner den Adam, die Christen (Portugiesen) den heil. Thomas oder aber den Mohren aus Apostelgeschichte 8 zum Urheber dieser Spur gemacht haben, erzählte die buddhistische Legende, daß der Buddha bei seinem dritten wunderbaren Fluge von Nordindien nach Ceylon auf Bitten eines Dämons seinen Fußeindruck diesem Berge eingeprägt habe als ein Siegel, wodurch die Insel ihm zum Eigentum bestimmt werde. Die betreffende Stelle auf dem Gipfel von Adams Pik, welche noch heute jährlich von vielen Pilgern besucht wird, ist eine flache Vertiefung, etwas über $1\frac{1}{2}$ m lang und etwa 75 cm breit. Nachbildungen der „Fußspur", meistens aus Holz hergestellt und bemalt, sind in vielen Klöstern aufgestellt. Die Fußunterseite pflegt in 108 kleine Felder eingeteilt zu sein, deren jedes ein besonderes Merkmal umschließt, meistens ein Tier. Diese Figuren sollen nach populärer Auffassung an frühere Lebensläufe des Buddha Gautama erinnern, an jene verschiedenen Verkörperungen, welche er im Laufe der Zeit durchgemacht hat und von denen der beliebteste Teil des heiligen Kanons, die Dschatakas, erzählen. Gewöhnlich gruppieren sich die 108 Figuren um das Rad herum, das alte Wahrzeichen der buddhistischen Lehre, deren Ausbreitung von Anfang an mit dem Rollen des Rades verglichen wurde.

Da die berühmteren Tempel von vielen Andächtigen Weihgeschenke erhalten, meistens Buddhabilder, so ist oft auch ein besonderes Gebäude für Aufbewahrung dieser Gaben errichtet.

Besonders bemerkenswerte Heiligtümer.

Das angesehenste Heiligtum Ceylons ist der Tempel des heiligen Zahns (Daladawa Maligawa) in Kandy. Er stammt in seiner jetzigen Anlage aus dem vierzehnten Jahrhundert und bietet, am See von Kandy mitten in einer der anmutigsten Landschaften der Erde gelegen, mit seinen originellen Bauten, die weit über die gewöhnliche kunstlose Anlage einfacher Klöster hinausgehen, einen hübschen Anblick. Der Tempel verdankt Namen und Ruhm einer Buddhareliquie, die dort jahrhundertelang aufbewahrt ist und deren heutiger Ersatz, wenn er auch unecht ist, doch noch immer die Andächtigen in Scharen herbeizieht. Ein Zahn Gautamas, aus den Resten seines Scheiterhaufens aufgehoben und zunächst lange Zeit in Indien bewahrt, kam im 4. Jahrhundert n. Chr. nach Ceylon, wurde später noch einmal nach Indien entführt, doch von einem bedeutenden mittelalterlichen Herrscher der Singhalesen, Parakrama Bahu III., zurückgewonnen und jenem Kloster in Kandy zur Aufbewahrung übergeben. Im 16. Jahrhundert indes ist der heilige Zahn von den Portugiesen als ein Gegenstand des Götzendienstes den Eigentümern entrissen und in Goa auf Betreiben des dortigen Erzbischofs öffentlich verbrannt. Freilich hat orientalische Erfindungsgabe den Verlust gutgemacht durch die kühne Erzählung, daß ein neuer Zahn sich wunderhafterweise aus den Resten des vernichteten Vorgängers gebildet habe. Andere vorsichtigere Apologeten behaupten, die Portugiesen seien damals getäuscht und hätten einen falschen Zahn verbrannt, während der echte gerettet wäre. Doch lassen die historischen Dokumente keinen Zweifel, daß der Fanatismus des Erzbischofs mit aller Vorsicht und sicherstem Erfolg verfahren ist, wie auch der heute aufbewahrte Zahn seiner Form nach alles andere eher als menschlichen Ursprungs ist (er mißt ca. 5 cm in Länge und $1^1/_2$ cm am untern Durchmesser). Man hält ihn in einem Schrein verschlossen, welchen eine dämmerige Halle dem Tageslichte entzieht. Bei unsicherem Lampenlicht werden den gläubigen Besuchern die Türen des Schreins ge-

öffnet, und in dem betäubenden Dufte der Blumen, von denen eine Menge hier täglich als freundliches Opfer dargebracht werden, kniet der Andächtige und läßt den unkritischen Blick sich weiden an dem, was man mehr ahnt als wirklich sieht.

Zwei andere sehr angesehene Klöster in Kandy sind Malwatte und Asgiri. Diese beiden Stätten nehmen seit langem eine Art Oberleitung über die gesamten Heiligtümer Ceylons für sich in Anspruch, sodaß fast alle Mönche der Insel sich zu dem einen oder andern Kloster zählen. Die Scheidung ist keine irgendwie dogmatische, sondern eine jurisdiktionelle. Das Kloster Malwatte hat seine Angehörigen besonders im Süden der Insel, Asgiri dagegen im Norden. In manchen Gegenden mischen sich die Angehörigen der zwei Oberhoheiten. Die Äbte der beiden führenden Heiligtümer tragen den Titel Mahanâyaka, Oberpriester. Ihnen allein steht das Recht der Aufnahme unter die Mönche zu. Vgl. o. S. 10.

In Colombo, das eine ganze Anzahl namhafter Tempel aufweist, verdient vor allem genannt zu werden der Maligakanda, und zwar weil mit ihm ein besonderes Institut für Pali- und Sanskritstudien verbunden ist, das Vidyôdaya College (Vidyôdaya Parivêna), ein angesehener Sitz südbuddhistischer Gelehrsamkeit. Hier wird Mönchen Gelegenheit zu gründlichem Eindringen in die Kenntnis ihres heiligen Kanons gegeben, und auch Buddhisten anderer Länder, z. B. von Japan, halten sich hier zeitweilig zu Studien auf. An der Spitze der Schule steht[1]) der greise Bikkaduwe Sumangala, ein weithin bekannter Mann, ausgezeichnet durch den Ehrentitel „Oberpriester von Adams Pik und Galle". In allen Lehrfragen ist er wohl die ausschlaggebende Autorität von Ceylon. Die Zahl der Schüler des Instituts wurde mir im Jahre 1903 als über fünfzig angegeben. Ihnen steht eine beträchtliche Bibliothek zur Verfügung, vorwiegend Pali- und Sanskritwerke, doch fehlen auch einzelne bekannte Bücher europäischer Gelehrten nicht.

---

[1]) Stand jedenfalls bis vor wenig Jahren. Ob er heute noch lebt, ist mir nicht bekannt.

Nennt man die bemerkenswerten Stätten des Buddhismus auf Ceylon, so darf man die Orte nicht vergessen, welche, heute in Ruinen liegend, doch noch Anzeichen genug aufweisen, welch glänzende Rolle sie in der alten Geschichte des singhalesischen Buddhismus gespielt haben. Vor allem ist da Anuradhapura zu erwähnen. Dieser Ort war jahrhundertelang (vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr.) blühender Mittelpunkt des Buddhismus und glänzend geschmückt mit ausgezeichneten Bauwerken, Pagoden, Tempeln, Palästen und Monumenten. Reiche Überreste der alten Bauten sind durch sorgfältige Restaurationsarbeit seit den letzten zwanzig Jahren wieder ans Licht gebracht und bieten eine vorzügliche Anschauung von dem, was der alte Buddhismus an Kunst und Kultur lebendig gemacht hat[1]). Neben Anuradhapura ist Mihintale hervorzuheben mit seinen Erinnerungen an Mahêndra, den Begründer des singhalesischen Buddhismus; ferner Pollunarua, die spätere Hauptstadt; Dambulla, wo einige der eigenartigsten und ältesten Höhlentempel erhalten sind; und Sigiri, eine seltsame Bergfestung.

Leben und Charakter der Mönche.

Den gewöhnlichen Tageslauf des Mönches nehmen ähnliche Beschäftigungen ein, wie wir sie schon bei den Pflichten des Novizen erwähnten: gewisse häusliche Arbeiten, Lesen und Lernen der heiligen Texte, Meditation, einfache Andachtsbräuche vor den Bildnissen, dann der Bettelgang, um sich die nötige Nahrung zu holen. Neun Monate hindurch sollen die Mönche sich wandernd die Nahrung erbetteln; nur in den drei Monaten des Was, die der alten Regenzeit entsprechen, bleiben sie beim Tempel, und die Laien bringen ihnen das Nötige. Den Bettelgang der Mönche kann man noch heute täglich beobachten. Gewöhnlich findet er zwischen 9 und 11 Uhr

[1]) Vergl. des Verfassers Artikel: Aus Ceylons vergangenen Tagen, in Westermanns Monatsheften, 1904, Nr. 3 S. 369—81.

morgens ſtatt. Von den größeren Klöſtern gehen ſie in Trupps zu ſechs bis acht aus, im Lande ziehen die Inhaber der kleinen Heiligtümer allein. Die Mönche ſtellen ſich mit ihrer Bettelſchale, einem tönernen oder eiſernen runden Gefäß, das vielleicht drei Liter Inhalt faſſen kann, vor den Häuſern auf und warten, ohne ein Wort zu ſprechen, ob jemand heraustritt und ihnen etwas gibt. Da ſie gewiſſermaßen regelmäßige Koſtgänger ſind, ſo rechnet jeder Haushalt ſchon bei der Zubereitung der Mahlzeiten mit ihnen, und wenn ſie draußen ſtehen, tritt alsbald die Hausfrau oder auch der Hausherr hervor, füllt ihnen Reis und Zukoſt in jedes Behältnis und verneigt ſich vorher wie nachher mit ehrerbietigem Wort. Die Mönche äußern kein Wort des Dankes, ſie ſtehen vollſtändig teilnahmlos und gehen nach empfangener Gabe ſtumm weiter. So wenigſtens halten es die ſorgfältiger geſchulten Mitglieder der angeſehenen Klöſter, indem die urſprüngliche Idee damit zur Schau getragen wird, daß der Mönch dem Laien eine Wohltat erweiſt, wenn er ihm Gelegenheit gibt, ſich durch Almoſen an die Jünger des Buddha ein Verdienſt zu erwerben. Da die Nahrung der Singhaleſen ziemlich gleichförmig überall in Reis und Curry (Gewürzſauce) nebſt etwas Fiſch und Gemüſe beſteht, ſo iſt die aus verſchiedenen Haushaltungen in ein Behältnis zuſammenkommende Maſſe nicht ein ſo unangenehmes Durcheinander, wie der Europäer denken möchte. Dennoch ſind es nur die einfachen Dorfmönche, welche ſich wirklich davon nähren. Die größeren Klöſter bieten ihren Mönchen eigene für dieſe hergeſtellte Mahlzeiten, während man die auf dem Bettelgange geſammelte Nahrung Armen und Tieren überläßt. Das Erbetteln der Speiſe iſt hier alſo zu einer bloßen Form geworden.

Daß manche Klöſter der Bettelnahrung entraten können, rührt nicht nur daher, daß ſie von Laienbeſuchern allerlei Gaben bekommen, ſondern es beruht auch auf dem oft nicht unbeträchtlichen Eigentum der Klöſter. Denn die Beſitzloſigkeit, welche ein Mönch beim Eintritt in den Orden gelobt, gilt nur ihm perſönlich; dagegen kann die Mönchsgemeinde als ſolche viel Beſitztum haben

und ist tatsächlich manchmal reich. Das tritt oft schon an allerlei schönen und kostbaren Ausstattungsstücken der Wohnungen in den angesehneren Klöstern oder an den glänzenden, mit Gold und Edelsteinen freigiebig geschmückten Weihgeschenken zutage, vor allem aber zeigt es sich in dem ausgedehnten Grundbesitz, welchen viele Klöster ihr eigen nennen. Bereits in alten Zeiten ist den Mönchen vielfach von Fürsten Land zu ihrem Unterhalt überwiesen, wenn die direkte Ernährung der Geschorenen von des Königs Tafel her wegen ihrer großen Zahl untunlich wurde. Und Grundbesitz gehört bis auf diesen Tag zu den meisten Heiligtümern. Bestellt wird das Tempelland durch Laien, die im Dienste der Mönche stehen. Die Arbeit derselben war früher lange Zwangsarbeit, eine Art Frondienst. Doch ist dieser Zustand durch die britische Regierung aufgehoben. Von der allgemeinen Landsteuer ist aber das Klosterland noch heute frei. Es wird angenommen, daß etwa ein Drittel des bebauten Landes der Insel Tempelgut ist.

Kommt Feldarbeit bei den Beschäftigungen der Mönche nicht in Betracht, so auch sehr wenig die Tätigkeit des Abschreibens ihrer heiligen Bücher. Die Herstellung der Manuskripte überlassen sie meist bezahlten Laien. Dagegen befassen sich die Mönche häufig mit Schulehalten sowie mit gewissen ärztlichen Diensten, die unmerklich in Beschwörungs- und Bannungspraxis übergehen.

Die Unterweisung, welche die Mönche den Kindern erteilen, verläuft natürlich in all der Ungebundenheit und Unregelmäßigkeit, welche dem Asiaten Natur ist. Die Kinder lernen ihre singhalesische Sprache lesen und schreiben, die geschickteren werden auch in die poetische altsinghalesische Sprache, das Elu, sowie in die heilige Sprache, das Pali, eingeführt. Die Bücher, welche sie unter ihrem Mönchslehrer lesen, handeln außer von den ärmlichsten Anfangsgründen allgemeinen Wissens vor allem von religiösen Gegenständen, Legenden, Gedichten zu Ehren des Buddha oder einer hinduistischen Gottheit, auch wohl von Lebensregeln und Sprichwörtern. Die Unterrichtsmethode ist die primitivste von der Welt;

Vorſprechen und Nachſprechen, gemeinſames Rezitieren, Schreiben in den Sand oder auf Baumblätter, das ſind die Lehrmittel, bis man ſoweit vorgeſchritten iſt, daß man ſich an das Leſen der Palmblatt-Manuſkripte machen kann.

In Krankheit ſendet der Laie oft zu einem Mönch. Einmal haben viele den Ruf, geſchickte Medizinen herſtellen zu können; ferner aber muß er Pana, das heilige Wort, leſen, mit welchem der Laie den Glauben an zauberhafte Heilwirkung verbindet.

Von dem geiſtigen und ſittlichen Niveau des ſinghaleſiſchen Mönchtums darf man ſich im allgemeinen keine hohen Vorſtellungen bilden. Zwar wer die Spitzen des Vidyôdaya-Inſtituts in Colombo als normale Geſtalten auffaßt oder ſonſt von einzelnen ſtrengen und gelehrten Mönchen, wie ſie in den hervorragenden Klöſtern zu finden ſind, ſein ganzes Urteil abhängig macht, kann zu Äußerungen höchſter Anerkennung kommen, wie man ſie manchmal bei Europäern lieſt; der allgemeinen Sachlage entſprechen dieſe aber nicht. Aus Anlaß der genaueren Feſtſtellung des Tempelgrundbeſitzes ernannte die engliſche Regierung in den neunziger Jahren einen beſonderen Vertreter welcher ſich pflichtmäßig mehrere Jahre hindurch gründlich mit den Zuſtänden der Klöſter zu beſchäftigen hatte. Dieſer Beamte hat in vier Jahren etwa 1300 verſchiedene Klöſter und Tempel beſucht und eine ſo genaue Kenntnis der Perſonen und Verhältniſſe gewonnen, wie ſie ſelten einem einzelnen zu Gebote ſtehen wird. Sein Urteil iſt im ganzen ſehr ungünſtig [1]). Die Äußerungen anderer Autoritäten wie auch meine perſönlichen Erkundigungen ſtimmen damit überein. Der Durchſchnitt der Mönche führt ein träges Leben und iſt ohne Intereſſe ſelbſt an den tieferen Fragen des Buddhismus, da das Leſen oder Rezitieren der heiligen Texte bald etwas rein mechaniſches wird, die Übungen der Meditation aber zur gedankenloſen Lethargie ausarten. Sogar die beſtimmten zehn Grundgebote des Mönch-

[1]) S. Dr. Bowles Daly's Final Report on the Buddhist Temporalities Ordinance. Galle. 1894.

tums werden vielfach ganz außer acht gesetzt. Mönche, welche persönlich Geld besitzen und Geldgeschäfte treiben, sind nicht selten. Diebstahl und Bruch des Keuschheitsgelübdes findet sich ebenfalls häufig genug. Vor fünfundvierzig Jahren konstatierte der bedeutende Kenner des singhalesischen Mönchtums R. Spence Hardy[1]: „In keinem Teile der Insel, den ich besucht habe, scheinen die Mönche als Körperschaft vom Volke geachtet zu werden, obwohl es einzelne Ausnahmen gibt, indem ein Mönch entweder wegen seiner Gelehrsamkeit oder seiner medizinischen Geschicklichkeit, seiner wohltönenden Stimme oder seiner Hingebung an die Amtspflichten populär ist. Ich möchte mich nicht gern direkt über ihre sittliche Führung äußern, da sie mir gewöhnlich von Personen geschildert wurde, die dabei Partei waren. — — — Aber wenn ich gegen sie sprechen hörte, war es mehr wegen ihrer Habgier als wegen Unsittlichkeit; doch hörte ich zuweilen, besonders in gewissen Distrikten, schwere Verbrechen ihnen zur Last legen." Der obenerwähnte Beamte aber faßt neuerdings sein Urteil dahin zusammen: „Es gibt im ganzen ungefähr 9000 Mönche. Unter ihnen sind wenige, sehr wenige große Gelehrte; die Mehrzahl ist ohne Bildung; manche sind arbeitsscheu, suchen ein Leben der Trägheit, welches durch das Mönchsgewand gedeckt ist; viele sind verkommene Persönlichkeiten." —

Der Leichnam eines verstorbenen Mönches wird verbrannt. Gewöhnlich sehr bald nach seinem Tode, etwa am folgenden Tage, errichtet man an einem geeigneten Orte einen Scheiterhaufen und trägt den Toten in feierlichem Zuge dorthin. Der Körper wird entkleidet und auf eine die Spitze des Scheiterhaufens krönende Bahre gelegt, sodaß das Gesicht nach unten gekehrt ist. Dann wird das Material durch eine Fackel von einem Freunde oder nahen Verwandten in Brand gesetzt. Die Asche der Leiche sammelt man und begräbt sie, indem der Ort oft durch ein einfaches Monument bezeichnet wird.

---

[1]) Eastern Monachism S. 319.

Sekten nnd Reformen.

Von Zerteilung in verſchiedene Sekten iſt bei dem ſinghaleſiſchen Buddhismus wenig zu merken. Wegen dogmatiſcher Abweichungen könnte man in neuerer Zeit nur die Richtung der Amarapura-Geſellſchaft nennen. Sie entſtand am Anfange des 19. Jahrhunderts, urſprünglich als eine Reaktion dagegen, daß die Erteilung der Mönchsweihe durch das Edikt eines damaligen Herrſchers auf eine beſtimmte Kaſte der Singhaleſen beſchränkt und allein den oben erwähnten Klöſtern Malwatte und Asgiri in Kandy übertragen werden ſollte. Dem gegenüber holten die damit Unzufriedenen ſich gültige Ordination von Birma her und gründeten eine beſondere Gemeinſchaft, welche bald auch in dogmatiſcher Beziehung neue Wege einzuſchlagen ſuchte. Die Vermiſchung des Buddhismus mit Hinduismus wurde beſeitigt, die Autorität des Königs in religiöſen Dingen bekämpft, allerlei unbuddhiſtiſche, im Laufe der Zeit eingeſchlichene Mißbräuche ſchaffte man ab. Auch in kleinen Äußerlichkeiten unterſchieden ſich die Amarapuras von den übrigen Mönchen. Ihr Einfluß ſcheint aber heutigen Tages faſt völlig verſchwunden. Eine andere Trennung erfolgte im Jahre 1835 durch einen Streit über das Datum, mit welchem die Was-Zeit zu beginnen habe. Doch ſchmolz die ſektiereriſche Gruppe ſchnell zuſammen.

Dagegen iſt eine beachtenswerte Erſcheinung modernſter Zeit die Reformrichtung, welche ſich Buddhaſâſana Samâgama nennt. Ihr Hauptſitz iſt Birma (Rangoon), aber auch in Ceylon hat ſie ihre Bedeutung. Die Anhänger, meiſt gebildete Singhaleſen in Colombo, ſtreben einen gereinigten, verinnerlichten und in mancher Beziehung dem europäiſchen Geſchmack mehr angepaßten Buddhismus an. Sie haben eine Predigthalle erbaut, in welcher am Sonntag (!) Abend regelmäßig eine ſinghaleſiſche Predigt über buddhiſtiſche Fragen gehalten wird, wobei die Zuhörer in überwiegend europäiſcher Kleidung auf Bänken ſitzen wie in chriſtlichen Kirchen, der redende Mönch auf einer Art

Kanzel. Gesungen wird nicht, doch macht eine gemeinsam rezitierte Glaubensformel den Abschluß. Im Hintergrunde der Kapelle, etwa anstelle des christlichen Altars, ist eine Buddhastatue aufgestellt. Eine der Versammlungen, der ich im Jahre 1903 beiwohnte, war zahlreich besucht. Der Redner sprach über absolute Gültigkeit und Berechtigung des ersten buddhistischen Gebots, nichts Lebendiges zu töten. Diese Richtung des Reformbuddhismus fühlt sich übrigens nicht im Gegensatz zu dem sonstigen singhalesischen Buddhismus, sondern unterhält die freundschaftlichsten Beziehungen zu dessen angesehensten Vertretern.

Einwirkung auf die Laien.

Man kann die Bevölkerung von Ceylon im allgemeinen durchaus nicht mit zureichendem Grunde Buddhisten nennen, so häufig das auch oberflächlicherweise geschieht. Denn obwohl bei fast allen der Buddhismus irgendwie in ihr Leben hineinspielt, so hat doch diese Religion ganz und gar nicht die Kraft gehabt, die Laien auch nur annähernd zu ihren Idealen zu erziehen oder mit ihren Anschauungen zu erfüllen. Vielmehr hat das, was vom Buddhismus den Laien zu eigen geworden ist, sehr bedenkliche Entstellungen erfahren, und neben diesem entstellten Buddhismus laufen noch wesentlich andere Linien von gleicher oder größerer Stärke her, Linien religiösen Lebens, welche die Willkür des abergläubischen Gemüts mit jenem zusammenzwingt, wie wir ein solches Zusammenzwingen oder Zusammenfließen verschiedenen Religionsgutes bei fast allen asiatischen Völkern in irgend welchem Maße beobachten.

Dasjenige, wodurch der Laie mit dem Buddhismus verbunden ist, sind zunächst gewisse äußere Leistungen. Er besucht die Tempel, bringt den Buddhabildnissen oder anderen Götterfiguren Verehrung, Lämpchen [1]) und

[1]) Die gewöhnlichen dieser Lämpchen bestehen einfach aus einem Stück Kokosnußschale mit Öl gefüllt, in das ein Docht gelegt wird. Man setzt sie in Nischen der Tempelmauer

Blumenopfer dar (vor allem sind die Blüten von Champac [Michelia champaca] und Jasmin sehr beliebt, deren betäubender Duft oft die Tempelräume füllt) und spendet die notwendigen Gaben an die Mönche, nämlich Nahrung und Kleidung. Die gewöhnliche Nahrung wird den bettelnden Mönchen vor dem Hause gegeben. Doch machen viele noch außerordentliche Zuwendungen an Reis, Zucker, Honig, Butter, Fisch oder Fleisch, die sie in die Heiligtümer tragen. Für die Schenkung der Kleider an die Mönche ist insbesondere der Monat nach der Was-Zeit bestimmt, welcher daher den Namen „Kleidermonat" trägt. Viele Laien kaufen dann ein oder mehrere Stücke Zeug, um sie den Mönchen darzubringen. Jeder Mönch darf für sich nur einen einzigen aus den oben (S. 6) erwähnten drei Teilen bestehenden Anzug annehmen. Was aber darüber hinaus geschenkt wird, fällt dem Heiligtum, dem Kloster, der Gemeinschaft zu. Ein eigentümlicher Brauch ist, daß man bisweilen eine Anzahl Mönchsgewänder von der rohen Baumwolle bis zum fertigen Kleid durch Beteiligung vieler Hände in der Frist eines Tages zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang fertigstellt. Dafür setzen sich eine größere Anzahl Menschen, besonders Frauen, zusammen, oft in dem Predigtraum eines Tempels, und während einige die Baumwolle von der Staude einbringen, bereiten andere sie vor, wieder andere spinnen sie, dann wird sie gewoben, zurechtgeschnitten, genäht und gefärbt, letzteres von den Mönchen selbst.

Eine besondere Leistung des Laien besteht ferner darin, daß er für kurze Zeit sich Beschränkungen unterwirft, welche den äußeren Formen des Mönchtums nahe kommen. Da man dies besonders an den vier Tagen der Mondphasen, Neumond, Vollmond und den zwei dazwischen in der Mitte liegenden Terminen zu tun pflegt und diese Tage Pôya heißen, so nennt man auch die religiöse Übung selbst Pôya. Wer Pôya halten will, muß am frühen Morgen des betreffenden Tages diesen

---

oder in das Heiligtum selbst und erleuchtet es abends damit, besonders bei irgend welchen festlichen Anlässen.

seinen Entschluß einem Mönche mitteilen, indem er zu dem Heiligtum geht und erklärt: ich will die Gebote beobachten. Mit den Geboten sind jene acht Gebote gemeint, welche als die Regel für eine Art mönchischer Vorstufe gelten. (Vgl. Buddhismus I, S. 19.) An dem Tage des Pôya enthält sich der Laie der Arbeit und des Handels, er hört das heilige Wort von Mönchen oder liest es, er verweilt in stiller Meditation; man vollbringt auch wohl besondere gute Werke gegen Eltern, Verwandte oder Notleidende, trägt Opfergaben in die Tempel und an die Pagoden.

Alle derartige Leistungen werden von dem gewöhnlichen Manne als Mittel zur Erwerbung religiösen Verdienstes und zur Abwendung von Übeln betrachtet. Diese abergläubische Ausnutzung hat die ganze Religion für den Laien völlig veräußerlicht. Besonders grell tritt dies darin zutage, wie immer wieder das heilige Wort, Bana, als ein Zaubermittel betrachtet wird, das durch bloße Verlesung und Hören Segen bringt, Krankheiten abwehrt, Geister bannt, auch wenn der Laie es garnicht versteht. Es gibt einen eigentümlichen Brauch, Pirit genannt, der darin besteht, daß Laien zur Beschwörung irgend einer Gefahr oder zur Gewinnung guter Einflüsse eine Anzahl Mönche veranlassen, in dem Predigtraum eines Klosters oder einem anderen dafür hergerichteten Gebäude längere Zeit Tag und Nacht ununterbrochen Bana zu lesen, gewöhnlich sieben Tage lang. Die Mönche lösen sich dabei ab, doch so, daß nicht die geringste Pause eintritt, wodurch der Zauber gebrochen wäre. Eine Buddhareliquie liegt auf dem Platz der rezitierenden Mönche, und ein heiliger Faden wird ausgespannt um das ganze Gebäude, anfangend bei dem Orte der Rezitation und wieder dahin zurückführend, indem so die beschwörende Wirkung materiell zusammengehalten wird. Außer den zwei zur Zeit gerade Bana lesenden Mönchen sind gewöhnlich noch andere im Gebäude versammelt, welche mitmurmeln und dabei den Faden halten, der den heiligen Bezirk umschließt. Mit einer Prozession und mythologischen Aufführung endet die Feier, bei der oft viel äußerer Aufwand gezeigt wird. Hier hat man ganz

offenkundig das Wort der tiefsinnigen Lehre des Buddha zum magischen Zauberwerk herabgedrückt. Das entspricht aber nur der allgemeinen Auffassung des singhalesischen Volkes.

Daß auf diesem Wege vom Geist der buddhistischen Lehre nichts in die Laien übergegangen ist, kann niemanden wunder nehmen. Nicht einmal soweit hat der Buddhismus den Singhalesen innerlich beeinflussen können, daß etwas Milde gegen die Tiere ihm natürlich geworden wäre, ein Einfluß, der doch bei der Grundrichtung dieser Religion am nächsten läge. Man lese bei Sir Emerson Tennent, dem so gründlichen und feinsinnigen Kenner von Ceylon, der viele Jahre als hoher Beamter alle Gelegenheit zu Beobachtung und Erkundigung hatte[1]), in welch unmenschlicher Weise man das Schildpatt den lebendigen Schildkröten durch Brennen abgewinnt (Ceylon I, 190f.), oder wie sonst auf Märkten und Straßen die Tiere ohne das geringste Bedenken, oft ganz ohne zwingenden Grund gequält werden (Ceylon II, 177f.). Neben solche Darlegungen braucht man nicht noch Einzelbeobachtungen zu stellen, wie sie ein kürzerer Aufenthalt in dem Lande an die Hand gibt.

Innerlich ist es eben nicht der Buddhismus, durch welchen der einfache Singhalese sich wirklich berührt fühlt, sondern vielmehr sein alter Natur- und Dämonenkultus. Der Buddhismus hat nichts dafür getan, denselben zu beseitigen, hat vielmehr durch seine mythologischen Elemente allerlei Handhaben geboten, ihn zu erhalten. Seit Urzeiten glaubt das Volk von Ceylon an die Wirksamkeit von allerlei Dämonen (Sanne), die besonders für jedes Unglück, jede Krankheit, jede gefährliche Erscheinung verantwortlich seien. Zur Besänftigung der bösen Geister bedient man sich einer Klasse von Beschwörern, der Kattadias. Besonders Fälle von Dürre und Teuerung sowie von ernstlichen Krankheiten treiben das Volk diesen Beschwörern zu. Den unheim-

[1]) Sein zweibändiges Werk: Ceylon, an account of the island, physical, historical and topographical, 4. Aufl., London, 1860, ist noch immer die grundlegende neuere Arbeit, wenn auch in Einzelheiten veraltet oder überholt.

lichen Mächten wird ein Altar errichtet, ein Opfer gebracht (oft ein Hahn), dann werden zu bestimmten Zeiten (Sonnenuntergang, Mitternacht, Sonnenaufgang) Gaben von Nahrungsmitteln und Blumen gespendet. Dazwischen führen die Kattadias in Verkleidung und mit schauerlichen Masken Tänze auf, die sich bis zur Raserei steigern, wodurch sie selbst von dem Dämon besessen werden, der durch sie dann die Ursache der Bedrängnis und Mittel zur Beseitigung angibt. Dieser Dämonenglaube ist bis auf den heutigen Tag die einzige wirklich vom Volke empfundene religiöse Größe. Er hat sich verbunden sowohl mit hinduistischen Vorstellungen wie mit Ideen und Gestalten aus dem Buddhismus. Aber diese beiden Religionen haben nur dazu dienen müssen, neue Klassen von Dämonen einzuführen, neue Mittel der Bannung zu erfinden, andere Zauberformeln zu liefern; im wesentlichen ist es der alte naturscheue Geisterglaube, welcher den gewöhnlichen Mann beherrscht. Der Buddha so gut wie Brahma oder Wischnu oder Schiwa, die freundlichen wie die feindseligen Fabelwesen der buddhistischen Legenden (Yakscha und Rakschasa), das wird alles eingereiht in die Scharen der von alters her umworbenen Dämonen, mit deren richtiger Behandlung man täglich zu tun hat.

Will man die ganze Lebendigkeit solch abergläubischer Praktiken, verbunden mit allerlei Aufputz von den erwähnten Religionen her, auch die Art, wie sich das buddhistische Mönchtum skrupellos zur Verbrämung der Volksvorstellungen hergibt, an einem deutlichen Beispiele vorgeführt sehen, so muß man einmal genau den Verlauf und alle Einzelheiten des größten Nationalfestes, des Perahera, studieren, das im August jedes Jahres stattfindet[1]). Das Fest gilt dem Gotte Wischnu. Es sind indes noch vielerlei Beziehungen zu anderen Göttern damit verknüpft. Eine ungeheure Fülle abergläubischer Bräuche spielt sich in Verbindung mit dem Feste ab. Unter

[1]) In dem „Ceylon Examiner" vom 17. Nov. 1874 findet man eine eingehende Darstellung dessen, was zu dem Perahera-Feste gehört.

dieſem bunten Gemenge aber iſt eins der Hauptmittel zur Verherrlichung der Feier die Ausſtellung des Behälters einer Buddhareliquie aus dem Kloſter Maligawa, welche mitten in der Haupt-Prozeſſion auf dem Rücken eines Elefanten dahergetragen wird. So finden wir hier einen angeblichen Überreſt der irdiſchen Perſönlichkeit des Buddha ſelbſt und tauſende ſeiner Nachfolger in munterem Vereine mit hinduiſtiſchen Prieſtern und Beſchwörern, mit Kattadias und ähnlichen Figuren, wir finden den Buddhismus umſpielt von Waſſerbeſchwörung, religiöſen Tänzen, Zauberformeln und unzähligen Symbolen kraſſen Naturkults. Aus dieſem Bilde kann man, ſo fremdartig es manchen europäiſchen Verehrer des „ſüdlichen Buddhismus“ anmuten wird, ableſen, welche Stellung die Religion des Buddha Gautama heute tatſächlich auf der Inſel Ceylon einnimmt.

4. Kapitel.

Der Buddhismus von Birma.

In Birma hat der Buddhismus das Volksleben tiefer durchdrungen und ihm mehr Färbung gegeben als in Ceylon. Die Religion des Gautama gewann hier vielleicht ihre freundlichſte und echteſte Ausgeſtaltung, und ſo wenig ſich für den Beſucher dieſes Landes die Erinnerungen an den Buddhismus von ſonſtigen Eindrücken trennen laſſen, ſo gewiß wird der Rückblick auf das religiöſe Leben der Birmeſen immer einen gewiſſen ſonnigen Schimmer bewahren. Wer dazu neigt, ſich vom Buddhismus bezaubern zu laſſen, dem bietet ſich hier ein gewiſſer Anlaß dazu, natürlich nur, wenn man nicht

das halb europaisierte Rangoon allein ins Auge faßt, sondern tiefer ins Land geht. Harmlos und urwüchsig, liebenswürdig und anmutig berührt zunächst das ganze, und erst ein schärferer Blick entdeckt auch hier bald die Schwächen und Grenzen.

Novizen und Mönche.

Wie in Ceylon, beginnt die Berührung mit dem Buddhismus auch in Birma durch die Lehrtätigkeit, welche die Mönche üben. Jedes Dorf, jede Ansiedlung besitzt unfehlbar einen buddhistischen Tempel, bei dem wenigstens ein Mönch seine Wohnung hat. Hier ist zugleich die Schule des birmesischen Kindes. Es ist Brauch, daß jedes Kind ein gewisses Maß von Unterweisung in der Mönchsschule empfängt. Diese Bildung ist freilich ebenso beschränkt und von derselben Art wie die des jungen Singhalesen: Schreiben und Lesen des Birmesischen und der heiligen Sprache, des Pali, die hier mit birmesischen Buchstaben geschrieben wird, Auswendiglernen heiliger Formeln und Gebete, Einführung in die frommen Zeremonien sowie in die phantastische Welt der buddhistischen Legenden und Mythologien, sittliche Weisungen, etwas von Volkspoesie. Durch diesen Unterricht wird eine frühe und freundliche Verbindung des einzelnen mit der Religion seines Landes geschlossen. Die Mönche sind meist ehrenwerte und geachtete Leute, und der Unterricht ist den Kindern ein Vergnügen. Er beginnt gewöhnlich mit dem achten oder neunten Lebensjahre. Die Schüler können im Kloster selbst Wohnung nehmen, werden damit aber nicht etwa Klosternovizen, sondern bleiben einfach Zöglinge mit weltlicher Kleidung und ohne andere Verpflichtungen, als die der Unterricht auferlegt.

Einige Jahre später kommt dann freilich für das junge Menschenkind der Zeitpunkt, wo es völlig unter die Klostergelübde und Klostergewohnheiten zu treten hat. Es ist nämlich in Birma Brauch, daß ganz allgemein *jeder Laie*, auch wenn er nicht die Absicht hat, dem Weltleben dauernd zu entsagen, *in seiner Jugend eine*

gewisse Frist dem Mönchsleben sich widmet. Dieser Durchgang durch das Kloster bedeutet den Eintritt ins volle Leben der Erwachsenen. Der Knabe empfängt dabei einen neuen Namen (den er freilich später, wenn er ins Weltleben zurücktritt, wieder ablegt) und wird nun erst als vollwertig genommen. Das Alter für die Mönchsperiode des Lebens ist eigentlich fünfzehn Jahre, doch machen die meisten sie aus praktischen Gründen schon früher, mit zwölf Jahren etwa, durch. Gewöhnlich tritt man mit Beginn der Was-Zeit, d. h. etwa Mitte Juli, ins Kloster ein. Dieser Eintritt ist eine große Festlichkeit, an welcher Verwandte und Freunde, weibliche wie männliche, teilnehmen. Ein prächtiger Umzug, mit welchem der Klosteraspirant von den Nahestehenden Abschied nimmt, gleichsam die Welt verläßt, eröffnet den Vorgang. Dann findet im elterlichen Hause die Aufnahmefeier statt. Dort sind eine Anzahl Mönche und alle sonst Teilnehmenden versammelt. Das Haupthaar wird abgeschoren, die weltliche Kleidung mit der mönchischen vertauscht, der junge Mensch bittet dreimal um Zulassung in die heil. Gemeinde, die Mönchsutensilien werden ihm überreicht und danach wandelt er in Prozession zum Kloster. Im Hause der Eltern folgt dann noch eine Bewirtung der Gäste, welche gewöhnlich mit dem in Birma so allgemein beliebten pantomimischen Tanze, Pwe genannt, schließt.

Die Dauer des Aufenthalts solcher Novizen im Kloster ist nach dem Ernste der Gesinnung verschieden. Es gibt Fälle, wo in dem Eintritt so sehr nur eine äußerliche Form gesehen wird, daß die Eintretenden nur einen Tag über unter den Mönchen bleiben. Andere verweilen wenigstens einige Wochen oder einen Monat. Korrekterweise soll man aber eine Was-Zeit über, also drei Monate lang, dem Kloster angehören, und wer gar in besonders starkem religiösen Empfinden der höchsten Anforderung genügen will, der verbringt drei Regenzeiten bei den Mönchen; das wird dahin aufgefaßt, daß man mit dem ersten Was ein Verdienst für seinen Vater, mit dem zweiten eins für seine Mutter, mit dem dritten ein Verdienst für sich selber erwerbe.

Der allgemeine Name für den Novizen in Birma ist Schin. Er führt die Lebensweise der Mönche und darf es nicht wagen, die zehn Grundgebote zu übertreten, wenn er sich nicht Strafen, vielfach körperlicher Züchtigung aussetzen will. Doch ist die Bürde, welche ihm mit dem mönchischen Leben auferlegt wird, bei der Einfachheit des birmesischen Lebens überhaupt nicht eben schwer, zumal wenn es sich nur um kürzere Zeit handelt.

Wer nach seinem Noviziat dauernd in die Mönchsgemeinde eingereiht werden will, hat eine zweite Aufnahme durchzumachen, die ähnlich wie auf Ceylon verläuft. Auch hier ist das vorgeschriebene Mindestalter zwanzig Jahre.

Kleidung und sonstige Ausstattung der Mönche ist dieselbe wie bei dem singhalesischen Buddhismus. Auch die tägliche Lebensweise ist die gleiche. Man erhebt sich bei Morgengrauen, reinigt sich, spricht die Morgengebete, vollzieht die nötigen häuslichen Arbeiten, nimmt ein leichtes Frühmahl ein und widmet sich der Meditation oder dem Studium eines heiligen Textes. Um acht oder neun Uhr findet der regelmäßige Bettelgang statt, welcher nur Kranken und ganz Alten erlassen werden kann. Die erbettelte Nahrung wird auch in Birma gewöhnlich nicht von den Mönchen gegessen, soweit sie nicht Armut dazu zwingt. Vielmehr dient sie Armen oder Tieren; nicht selten leeren die Mönche schon während des Bettelganges selbst die gefüllte Schale auf die Straße zum Besten der Hunde oder anderer Bewerber. Das gilt nicht als verächtlich gegen die Geber, da ja auch die Ernährung von Tieren ein gutes Werk ist. Nachdem sie ein bis zwei Stunden der religiösen Pflicht des Bettelganges genügt haben, kehren sie in das Kloster zurück und nehmen das ihnen dort mittlerweile bereitete Mahl ein. Hierauf wird die Zeit mit religiöser Lektüre oder Unterhaltung, mit Annahme von Besuchern und sonst beliebig verbracht. Gegen Mittag genießt man noch einen leichten Imbiß, da nach Mittag nicht mehr gegessen werden darf. Den Nachmittag füllen allerlei einfache Pflichten aus, Unterweisung der Schüler, Lernen heiliger

Texte, Meditation, Beaufsichtigung der Abschreiber, welche heilige Manuskripte für das Kloster herstellen; ein gut Teil der Zeit gehört auch dem Geplauder und dem Betelkauen. Für die Jüngeren, insbesondere für die Novizen fallen noch allerlei äußere Dienstleistungen dazwischen. Mit Sonnenuntergang müssen alle, die das gelbe Gewand tragen, auch wenn sie vorher vielleicht auswärts Besuche machten, im Kloster beisammen sein. Eine gewisse Kontrolle wird über das geübt, was die Jüngeren gelernt haben, und der Tag schließt ab mit einer gemeinsamen Verehrung der Buddhabilder.

Rangstufen.

Theoretisch sollen alle Mönche einander gleich stehen, nur daß nach dem Alter ihrer Zugehörigkeit zu den Geschorenen ein Unterschied gemacht wird. Man zählt dabei die Was-Zeiten und sagt von einem Mönche: er hat so und so viele Was. Der, welcher mehr Was hat, gilt als ehrwürdiger. Sonst soll ein Unterschied nicht sein. Indes haben sich doch praktisch deutliche Ansätze zu einem hierarchischen System gebildet (mehr als in Ceylon). Der Vollmönch trägt zunächst den Titel Yahan oder auch Pyit-schin. Hat er mehr als zehn Was, so bekommt er den Ehrentitel Hpongyi (großer Ruhm), ein Name, den Ausländer oft auf die Mönche überhaupt anwenden. Aus den Hpongyi allein kann der Sayah, der Abt eines Klosters, gewählt werden. Die Klöster eines gewissen Bezirkes vereinigen sich wieder unter der Aufsicht eines älteren und besonders angesehenen Abtes, welcher den Titel Gaing-ôk führt. Eine noch höhere Gruppe bilden dann die Sayadau, die „Lehrer des Königs", ein Titel, den die ehemaligen Könige von Birma zu verleihen hatten. Aus der Zahl der Sayadau wurde schließlich durch den König ein Oberhaupt des gesamten birmesischen Buddhismus mit dem Titel Thathanabaing (Leiter der Gemeinde) eingesetzt. Seit aber Birma seinen König verloren und englische Oberhoheit anerkannt hat, ist in der Hierarchie eine gewisse Verwirrung eingetreten, besonders nachdem der letzte aus

der königlichen Zeit stammende Thathanabaing† 1895 gestorben war. Lange hatte er keinen Nachfolger, da die britische Regierung die Ernennung eines religiösen Hauptes als nicht ihres Amtes ablehnte, die Mönche des Landes selbst aber nicht einig waren. Schließlich ist nun neuerdings doch durch Wahl der Mönche ein neuer Thathanabaing an die Spitze berufen und hat (im Oktober 1903) die feierliche Bestätigung der englischen Regierung erhalten. Er residiert in Mandalay, der früheren Hauptstadt. Seine Herrschaft ist vorläufig auf Nordbirma (Oberbirma) beschränkt, doch hat Lord Curzon, der indische Vizekönig, welcher ihn einführte, die Erweiterung seines Gebietes auch über Unterbirma in Aussicht gestellt. —

Heilige Gebäude.

Die Kloster- und Tempelgebäude sind nach Ausdehnung und Kostbarkeit sehr verschieden. Mit wenigen Ausnahmen sind es Holzbauten[1]), und zwar benutzt man das vorzügliche, sehr dauerhafte Teakholz, an dem Birma so reich ist. Die Gebäude erheben sich auf Pfeilern zwei bis drei Meter hoch über den Erdboden und sind einstöckig, obwohl die kunstvolle Dachform, welche sich in mehreren Absätzen nach oben verjüngt, den Eindruck mehrerer Stockwerke machen könnte. Das Haupthaus des Klosters, Kyaung, ist eine in zwei Abteilungen geteilte Halle, von einer Veranda umgeben. Die eine der Abteilungen dient den Insassen zum gewöhnlichen Aufenthalte, häufig schlafen sie auch hier auf ihren als Betten dienenden Matten, welche tagsüber zusammengerollt an den Wänden liegen. Die andere Abteilung enthält die Buddhastatuen, Altartische mit Kerzen oder Lämpchen, Blumen und anderer Ausschmückung, ferner die Kisten, in denen die heiligen Schriften, Palmblatt-Manuskripte

[1]) In Rangoon und Mandalay findet man Gebäude, die aus Stein und in mehr europäischem Stil errichtet sind. Aber auch ältere Klöster im Binnenlande sind zuweilen aus Backstein gebaut.

von verſchiedener Koſtbarkeit, aufbewahrt werden. Dies iſt der vornehmere Raum; er liegt mit ſeinem Fußboden etwas höher als die Veranda ringsherum und als die mehr zur Wohnung dienende Abteilung. Hierher pflegen auch Beſucher geführt zu werden, wenn es nicht vertraute Bekannte der Mönche ſind.

Die Kyaungs enthalten keine anderen als Buddhabildniſſe. In der Regel ſteht ein großes in der Mitte, ungezählte andere an den Wänden hin auf dem Fußboden oder, falls kleiner, auf Brettern und Vorſprüngen an der Wand. Sie ſind aus Holz, Ton, Alabaſter, auch wohl aus Silber oder Gold. In der Darſtellung der Geſtalt des Buddha hält man ſich ziemlich ſtreng an die drei bereits oben erwähnten Typen, den ſitzenden (meditierenden), den ſtehenden (predigenden) und den liegenden (in das Nirvana eingehenden) Buddha. Vgl. o. S. 12. Der ſitzende Buddha wird in Birma regelmäßig mit etwas anderer Handhaltung als in Ceylon gegeben [1]): die rechte Hand fällt über das rechte Bein dicht unter dem Knie nach vorn herunter, die Handfläche nach dem Körper zu, während die linke, die Handfläche nach oben, im Schoße ruht. Vor dieſem Buddha ſind häufig in knieender Lage die beiden Schüler Maudgalyâyana und Schâriputra dargeſtellt, der eine, wie er aufmerkſam horchend dem Meiſter ſein Ohr zuwendet, der andere, ihn mit zuſammengelegten Händen verehrend. Außer den Figuren des Buddha Gautama erblickt man hin und wieder auch einige der angeblichen früheren Buddhas in den Heiligtümern, ſo etwa Gautama nebſt ſeinen drei Vorgängern in dieſer Weltperiode, Kakuſandha, Konâgamana und Kaſſapa. Auch der vierte in der ganzen Reihe der achtundzwanzig ehemaligen Buddhas, Dîpamkara, der

[1]) Es gibt eine bestimmte Anzahl von Hand- und Armhaltungen des sitzenden Buddha, an welche sich im nördlichen Buddhismus vielerlei Theorien anknüpfen. Man nennt die Haltung des Buddha Mudrâ, und jede Mudrâ hat ihre besondere Bezeichnung. Die oben erwähnte ist die Mudrâ des Zeugnisses, weil der Buddha in ihr die Erde zu einem Zeugnis aufgerufen haben soll, als er, mit dem Versucher kämpfend, unter dem Bodhibaume saß.

„Lichtbringer", wird bisweilen im Bildnis wiedergegeben. —

Neben dem Kyaung fällt bei den meisten Klöstern ein turmartiges Gebäude sofort in die Augen, dessen Dach in einer Reihe von Etagen hoch aufsteigt. Das ist das Thein, ein Ort von hervorragender Heiligkeit, der für besondere Zwecke, vor allem für Meditationsübungen und Aufnahmefeiern bestimmt ist. Häufig knüpfen sich Sagen und Legenden an den Grund und Boden, auf welchem das Thein errichtet ist, um den Zusammenhang des Klosters mit irgend einer heiligen Gestalt alter Zeit oder mit einem berühmten Könige zu erweisen.

Der ganze Bezirk eines Klosters ist gewöhnlich von einer hölzernen oder steinernen Einfassung umgeben, innerhalb deren der Laie nur nach Ablegung der Sandalen oder Schuhe zu gehen wagt, da es geweihter Boden ist. Einen gewissen Umkreis auch außerhalb der Einfassung bestimmt der Abt eines Klosters oft als heiliges Gebiet. Darin darf dann vor allem nichts Lebendes getötet werden, und Inschriften warnen die Passanten davor. Auch legt man hier gern Teiche an, in denen Fische, Schildkröten und andere Wassertiere geschont, genährt und gezähmt werden. Es gilt für ein gutes Werk, daß Besucher eines Klosters solchen Pfleglingen Nahrung spenden, und die Tiere werden natürlich auffällig zahm. Auch gibt es Fälle, wo Laien Tiere, die sie vom Tode befreit haben, in ein Kloster schicken, damit die Mönche sie erhalten; sie werden dann in dem nächsten Umkreise des Klosters entsprechend untergebracht und ernährt.

Der Anblick der bedeutenderen Klöster ist sehr malerisch. Die große Geschicklichkeit der Birmesen in der Holzarchitektur und Holzschneidekunst feiert hier ihre Triumphe. Die verschiedenen Dächer, die Geländer, die Wände, die Pfosten, das alles ist mit einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit und Gewandtheit ausgeschnitzt und verziert, und wenn auch der Baustil nach seinen Grundzügen keine besonderen Ideen, keine bedeutende Erfindungskraft zeigt, so ist das Ganze doch höchst anmutig und

merkwürdig in der feinen, fleißigen und ſinnigen Entfaltung von Kleinkunſt. Das „goldene Kloſter der Königin“ in Mandalay iſt eins der reizvollſten Beiſpiele für dieſen Geſchmack birmeſiſcher Bauten

Pagoden.

Ein beſonderes Kapitel gebührt bei Erwähnung der buddhiſtiſchen Bauten in Birma den Dagobas oder Pagoden. Kein anderes Land hat einen ſolchen Reichtum dieſer religiöſen Monumente aufzuweiſen. Wenn man den Irrawaddi hinunterfährt und die bunte Szenerie ſeiner Ufer an ſich vorübergleiten läßt, von den urwaldbedeckten Bergen des Nordens mit ihren Felſentoren bis in die Reisebenen von Rangoon, ſo tauchen einmal über das andere in immer neuem Wechſel zwiſchen Palmen und dichtem Gebüſch die meiſt vergoldeten Spitzen der Pagoden auf. Sie geben dem Lande ſeinen Charakter. Daß Pagoden ſo häufig ſind und daß ſich neben unzähligen alten, zerfallenden immer neue erheben, ohne daß man die einſtürzenden wiederherzuſtellen ſich Mühe gibt, beruht darauf, daß die populäre Anſchauung den Bau einer Pagode zu dem hervorragendſten verdienſtlichen Werke gemacht hat; dabei muß natürlich jeder, der Verdienſt ernten will, ſeine eigene Pagode errichten. Viele der Pagoden liegen in der Nähe eines Kloſters; doch können ſie auch ganz für ſich angelegt werden. Unter jeder Pagode iſt in einer Art Grabkammer ein heiliger Gegenſtand deponiert. Urſprünglich waren es Reliquien. Heute pflegt es entweder eine koſtbare Statue des Buddha oder ein wertvolles Exemplar einer heiligen Schrift zu ſein. Dem werden allerlei zuweilen ſehr prachtvolle Opfergaben, Nachbildungen heiliger Gegenſtände oder heiliger Stätten in Silber und Gold, Edelſteine, Gefäße u. dergl hinzugefügt. Die Einweihung einer Pagode vollzieht ſich mit großem Pomp. Ein merkwürdiger Zug dabei, der auch ſonſt die Überreichung größerer Geſchenke begleitet, iſt das Ausgießen von etwas Waſſer auf den Erdboden unter dem Rezitieren einer heiligen Formel. Dadurch ſoll die Erde

mit ihren Geistern zu Zeugen der Handlung genommen werden.

Die Formen der Pagode sind in Einzelheiten mannigfach verschieden, doch liegt meistens dieselbe architektonische Idee zugrunde. Der Unterbau zeigt die Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit einer Reihe stufenförmiger Absätze. Darüber erhebt sich der wahrscheinlich aus Nachbildung einer Lotosknospe entstandene kegelförmige Teil, welcher sich nach oben zu stark verjüngt und ringsherum parallele rillenartige Einschnitte zeigt. Die Spitze krönt ein Aufsatz, der sog. Schirm, häufig mit besonderem Aufwand von Gold und Edelsteinen geschmückt. An den Eingängen oder Treppenaufgängen der größeren Pagoden sind oft zu jeder Seite abenteuerliche Tiergestalten, aus Stein gebauen, angebracht, Mischformen von Drache und Löwe, deren Stil auf chinesischen Einfluß weist. Auch Figuren gewisser Dämonen (Nat, von denen später mehr stehen) wohl als Wächter an den Außenseiten der Pagoden. Die Wände sind nicht selten mit einfachen Malereien bedeckt, welche Szenen aus dem legendarischen Leben des Buddha Gautama oder aber zur Weckung der Gewissen die verschiedenen Qualen der gestorbenen Gottlosen in den zahlreichen Höllen veranschaulichen.

Heutigentags ist die berühmteste aller birmesischen Pagoden die Schwe Dagôn Pagode in Rangoon. Unter ihr sollen nicht nur acht wirkliche Haare des Buddha Gautama, sondern auch die Bettelschale, ein Gewand und ein Wanderstab von je einem der drei früheren Buddhas dieser Weltperiode begraben sein. Die Schwe Dagôn Pagode weist eine ungeheure Fülle von Leistungen orientalischer Kunst auf. Sie ist eine imposante Ansammlung von Tempeln, Kapellen, Monumenten und Hallen um die Hauptpagode in der Mitte, eine unendliche Ausstellung buddhistischer Kunst und Geschicklichkeit, umgrünt von reichlichen Anlagen tropischer Vegetation, täglich durchströmt von Tausenden, Pilgern, Mönchen, Betenden, Neugierigen, Geschäftsleuten, ein phantastisches Bild der Triebkräfte südbuddhistischen Glaubenslebens. Auch japanische, chinesische und koreanische Pilger finden ihren

Weg hierher und haben Widmungen und Bauwerke als Zeichen ihrer Verehrung in dem heiligen Bezirke zurückgelassen.

Neben der Schwe Dagôn Pagode sind als zwei wenigstens für Birmesen in demselben Ansehen stehende Pagoden die Schwe Mau Dau in Pegu und die Schwe San Dau in Prome, zu erwähnen. In Mandalay wird hoch verehrt die sog. Arakan Pagode, von den Birmesen Maha Myat Muni genannt. Hervorhebung verdient auch in diesem Zusammenhange die alte Hauptstadt Pagan am Irrawaddi, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts ein verlassener und verfallener Ort, dessen Mauern aber die Ruinen von 9999 Pagoden umschließen.

Die Pagode gilt den Laien als der gewöhnliche Platz der religiösen Verehrung. Mit ihr in Verbindung existiert ein Raum für Buddhabilder, denen die Laien ihre Ehrfurcht erweisen. Bei angesehenen Pagoden befinden sich mehrere solcher Räume, bisweilen vier, je nach den vier Himmelsrichtungen, die voll sind von großen und kleinen Bildnissen, Schenkungen frommer Laien. Zur Aufbewahrung all der immer wieder von den Gläubigen gewidmeten Buddhafiguren legt man bei vielbesuchten Stätten besondere Häuser an, da die Pagodenräume sie nicht fassen. Diese Häuser, unter der Hut eines alten Mannes stehend, werden von sehr eifrigen Laien auch öfter aufgesucht, daß man vor den Bildern seine Andacht vollziehe. Doch stehen sie an Schätzung hinter den Pagoden sehr zurück.

Auch die schon von Ceylon her uns bekannte Darstellung der Fußsohle des Buddha findet sich in Birma bei manchen Pagoden. —

Charakter des Mönchtums.

Das Mönchtum wird in Birma, allgemein beurteilt, insoweit jedenfalls ernst genommen, als weder die bestimmten mönchischen Gesetze noch die Forderungen des üblichen mönchischen Anstandes verletzt werden dürfen. Kleinere Vergehen eines Mönches werden auf erfolgtes Geständnis hin von dem Mönchsältesten (Abt) mit einer

Buße belegt, die etwa in körperlichen Arbeiten für das Kloſter, in Nachtwachen, in härterer Lebensweiſe, asketiſchen Leiſtungen u. dergl. beſteht. Fällt dagegen eine ſchwere Sünde vor, vor allem eine der vier großen Sünden: ein grobes geſchlechtliches Vergehen, Diebſtahl eines Objektes von gewiſſem Werte, Mord eines Menſchen oder betrügeriſche Vorſpiegelung übernatürlicher Gaben, ſo wird das Mitglied, wenn nicht entſchuldigende Momente vorliegen, aus der Kloſtergemeinſchaft feierlich ausgeſtoßen, unter Entziehung ſeines Gewandes und der Bettelſchale. Solche Lage iſt verhängnisvoll, da der ausgeſtoßene Mönch auch der allgemeinen Verachtung, ja dem Haß der Bevölkerung verfällt. Er iſt verfehmt. Dagegen kann ein Mönch freiwillig die Gemeinde des Kloſters verlaſſen, ohne daß ihn ſolche Folgen treffen, und hier und da wird wohl einer, dem ſchwere Verſuchungen nahen, dieſen Weg wählen, um ſeinen Wünſchen nachgehen zu können.

Obwohl die Mönche im ganzen über ihrer äußeren Lebensführung ziemlich vorſichtig wachen, ſo ſind doch eine Menge Laxheiten eingeſchlichen, die man nicht hoch anſchlägt. Erwähnt wurde ſchon, daß viele die erbettelte Nahrung nicht ſelbſt verzehren, ſondern den Bettelgang nur der Form wegen machen. Ferner ſind ſeidene Gewänder häufig in Gebrauch, die eigentlich verpönt ſein ſollten. Auch nehmen die Mönche viel an Aufführungen, beſonders an den ſo häufigen Pwe's, den pantomimiſchen Tänzen, teil. Vor allem aber ſind viele unter ihnen habgierig, begehren für ſich perſönlich nach Geld und Geſchenken, ja ſie treiben direkt Geldgeſchäfte. Rechtsſtreitigkeiten von Mönchen vor engliſchen Gerichtshöfen, ſei es untereinander, ſei es mit Laien, ſind ebenfalls keine Seltenheiten. Dergleichen Verſtöße gegen das mönchiſche Ideal liegen ſchon an der Oberfläche. Gräbt man aber tiefer und prüft die innerliche Reife und die Erfaſſung der wichtigſten Aufgaben, welche der Buddha Gautama geſtellt hat, ſo muß man bei den meiſten ein einfaches Defizit konſtatieren. Sie begnügen ſich mit der Erfüllung der vorgeſchriebenen Lebensweiſe, mit Leſen und Auswendiglernen heiliger Texte, mit Medi-

tationen, welche unmerklich in Schlafen übergehen. Mönche von innerem Eifer und gründlichen Kenntnissen sind immer Ausnahmen; sie entstammen in der Regel den einfachen, abgelegenen Klöstern des Innern, besonders von Oberbirma, machen aber, wenn sie Ruf bekommen haben, oft Karriere, indem sie an große Klöster in Mandalay oder anderen Orten als Leiter gewählt werden.

Die Tatsache, daß der volle Ernst der Auffassung dem größten Teil der birmesischen Mönche fehlt, hat zur Entstehung einer Reformpartei Anlaß gegeben, welche Tschulla-gandi genannt wird. Die Anhänger dieser Partei versuchen eine striktere Beobachtung aller Mönchsregeln durchzuführen, z. B. daß man keine luxuriösen Seidengewänder trage, ja selbst Sonnenschirme und Sandalen vermeide, daß man nur von der erbettelten Nahrung lebe, daß man kein Geld oder Geschenk für sich persönlich annehme, an Tänzen und Volksfesten nicht teilnehme. Die Tschulla-gandi ist in der Minorität und hat die Masse der Mönchsgemeinde, die Maha-gandi, gegen sich. Der Streit ist bisweilen sehr heftig geführt, nicht nur in Reden und Schriften, sondern bis zu Straßenkämpfen, bei welchen die englische Regierung eingreifen mußte.

Eine andere, ganz neuerdings aufgetretene Reformpartei ist die auch in Ceylon verbreitete Gesellschaft Buddhasâsana Samâgama. (Vgl. o. S. 24.) Diese Gesellschaft will den Buddhismus energischer in Kontakt bringen mit Europa und seiner Kultur, für deren Mängel diese Religion das Allheilmittel sein soll. Zugleich werden aber offenbar Ziele neu aufgenommen und dem birmesischen Buddhismus einzupflanzen versucht, zu denen europäisches Vorbild angeregt hat. So soll das Schulwesen auf eine neue Basis erhoben, durch Vorlesungen und Zeitschriften auf Laien eingewirkt werden u. dergl. Die Seele der Bewegung ist ein Europäer namens Allan Mac Gregor (sein Mönchsname ist Ananda Maitrêya), der vom Christentum (Katholizismus) zum Buddhismus übergetreten ist. Die Bestrebung datiert erst aus dem Jahre 1903.

Volksleben und Buddhismus.

Das Volksleben von Birma ist nach allen Seiten hin verwoben mit dem Buddhismus.

So lange noch ein unabhängiges birmesisches Königtum bestand, reichte der Einfluß der Mönche bis hinauf zum Thron und äußerte sich dort in nicht geringem Maße. Direkter Verkehr mit dem König durch Eingaben und Audienzen war den höheren der geistlichen Würdenträger eingeräumt. Sie konnten Regierungsmaßregeln, welche ihnen unheilvoll für das Volk schienen, kritisieren und haben es oft getan. Sie hatten selbst in Streitigkeiten mit Laien ihre eigene Gerichtsbarkeit. Jedes Kloster besaß eine gewisse Unantastbarkeit, so daß es sich auch verfolgter Verbrecher annehmen oder in unruhigen Zeiten von den Laien zur Bewahrung besonderer Schätze benutzt werden konnte. Das Mönchtum bildete so einen wichtigen politischen Faktor, der in gewissem Sinne zum Ausgleich zwischen dem despotischen Königtum und den Untertanen diente.

Seit der britischen Annexion ist das vorüber. Natürlich gab der Buddhismus jene weltliche Macht nicht willig aus den Händen, und die englische Regierung hat immer wieder bis in die neueste Zeit hinein (der letzte derartige Fall war 1897) mit Aufständen zu tun gehabt, welche durch Mönche inspiriert und geleitet wurden. In solchen Fällen scheut der Jünger Gautamas nicht vor Gewalttat und Blutvergießen zurück. Obwohl die politische Bedeutung der Mönche heute aufgehört hat, so spiegelt sich doch das Ansehen, in welchem sie bei dem Volke stehen, noch immer mannigfach wieder. Man begegnet den Mönchen mit großer Verehrung. Wenn der Laie in das Kloster kommt, um durch seinen Besuch den Mönchen seine Aufmerksamkeit zu bezeugen oder um mit ihnen dies und jenes zu besprechen, so muß er sich vor den Geschorenen dreimal zur Erde neigen, ob er nun ein Vornehmer oder ein Bettler ist. Mit ehrenden Redensarten wird diese Verneigung begleitet, und im Gespräch wendet der Laie jene besonderen Formen der Sprache an, die das Birmesische für den Verkehr

mit Höherstehenden hat. Man benennt den Mönch im Gespräch mit dem Titel Payah, Herr, während der Mönch den Laien Tagah, Unterstützer, nennt. Der Laie fühlt auf sich die Verpflichtung ruhen, für den Bau von Klöstern und ihre Erhaltung, für Ernährung und Kleidung der Mönche und ihre sonstige Wohlfahrt zu sorgen. Darin ist man nicht karg. Von den schönsten Früchten und den leckersten Gerichten bekommt in der Regel die Geistlichkeit ihr Teil.

Die Festlichkeiten, welche mit dem Buddhismus zusammenhängen, finden die lebhafteste Beteiligung bei dem ganzen Volke. Die gewöhnlichste derartige Gelegenheit sind jene vier Tage des Monats, welche auch die singhalesischen Buddhisten feiern. · (Vgl. o. S. 26). Man begibt sich dann früh morgens (sehr Eifrige auch schon am Abend zuvor) nach einer Pagode, bringt den Mönchen Opfer dar, hört die Rezitierung heiliger Texte und hält einen Feiertag. Einige übernehmen auch die mönchische Lebensweise für den Tag, verbringen ihn mit Lesen oder Hersagen frommer Schriften und Meditation, nehmen außer dem Morgenmahl keine Nahrung mehr zu sich und verehren die Buddhabildnisse. Besonders in der Zeit des Was, Mitte Juli bis Mitte Oktober, beobachtet der Laie die vier Feiertage des Monats mit Hingebung. In dieser Zeit laden auch begüterte Familien die Mönche häufig in ihre Häuser, daß sie dort „das Gesetz", die Lehre Gautamas, verkünden, und vor großen Versammlungen von Freunden und Bekannten des Hauses wird dann eine wichtige Schrift des Kanons verlesen oder eine Ermahnung zu guten Werken (zur Unterstützung der Klöster und Pagoden meistens) an die Leute gerichtet. In der Was-Zeit dürfen übrigens keine rauschenden Festlichkeiten stattfinden, besonders keine Pwe, jene pantomimischen Tänze, die der Birmese so liebt. Die Zeit soll vielmehr ernster Einkehr und Meditation gelten. So kommt es denn, daß das Ende der Wasperiode den Charakter eines besonders fröhlichen Festes annimmt, voll Lust und Ausgelassenheit. Die für kurze Zeit den Klöstern zugewiesenen jungen Leute haben ihre Mönchspflicht dann gewöhnlich absolviert und kehren

natürlich mit doppeltem Vergnügen in ihre Häuser und in den Strom der Welt zurück. Auch die Mönche werden um diese Zeit stark in den Strudel der irdischen Lust hineingezogen. Sie bekommen sehr reiche Opfergaben und Geschenke und erlauben laute und lärmende Aufführungen bisweilen selbst in den Klosterräumen. Ein anderes bemerkenswertes religiöses Volksfest ist das Pagodenfest. Jede Pagode hat ihren besonderen Feiertag im Jahre. Dann sammeln sich alle Umwohner dort zu harmlosen Vergnügungen. Berühmte Pagoden ziehen Besucher aus weiter Ferne an sich.

Alle diese Festlichkeiten schließen als ein wesentliches Stück Opfergaben an die Mönche ein. Die Unterstützung der Geschorenen bildet den Hauptzug birmesischer Frömmigkeit. Wenn der fromme Birmese eben kann, so erbaut er aus eigenen Mitteln ein Kloster oder eine Pagode. Das ist das höchste Ziel seines religiösen Ehrgeizes. Geht das nicht an, so kann er doch Buddhabildnisse für die heiligen Stätten stiften, Gemälde anbringen lassen, nötige Reparaturen bezahlen, eine Glocke schenken, den Mönchen Kleidung, Nahrung, allerlei Gefäße und selbst Prunkstücke darbringen. Irgend etwas muß man für die Buddhagemeinde tun. Der Gesichtspunkt des Laien ist dabei, daß dadurch Verdienst erworben und eine glückliche Neuverkörperung am Ende dieses Lebens, nicht minder aber Glück und Gedeihen in allerlei irdischen Unternehmungen gesichert wird. Es gibt auch gute Werke des Laien, die nicht auf die Mönche gerichtet sind, z. B. wenn man zur Tränkung der Wanderer Gefäße mit Wasser oder dünnem Tee an den Wegen aufstellt, wenn man Rasthäuser erbaut, in denen Müde Ruhe und Schutz vor der Sonnenglut finden, oder wenn man Tiere aus Todesgefahr rettet und dem Kloster zur Erhaltung überweist; aber dergleichen tritt weit zurück hinter der Unterstützung und Pflege der mönchischen Einrichtungen. Charakteristisch für den Geist, aus dem die frommen Taten hervorgehen, ist eine der üblichsten heiligen Formeln, die der Schüler schon in jungen Jahren lernt und unzählige Male später bei Opfern und religiösen Feiern wiederholt: „Ich verehre mit dem Leibe

mit dem Munde, mit dem Geiſte die drei hohen Güter: den Herrn (Buddha), das Geſetz, die Gemeinde. In Demut, mit glühendem Eifer, mit Zuſammenlegung der Hände, bringe ich meine Verehrung, bringe ich Opfergaben dar und verneige mich andächtig. Durch ſolche Verehrung gewinne ich Verdienſt und mehre den Ernſt und die Reinheit des Herzens und werde erlöſt von den vier Zuſtänden der (jenſeitigen) Strafe; von den drei großen Übeln, Hungersnot, Peſtilenz und Krieg; von den acht Höllen; von den fünf Feinden. Und zuletzt, wenn das letzte Leben für mich erreicht iſt, gehe ich ein in Nirvâna.“ Ähnliche Formeln, kürzer oder länger exiſtieren in Menge und werden von den Beſuchern der Heiligtümer, indem ſie am Boden hocken und die Hände ineinandergelegt vor die Stirn heben, immer aufs neue wiederholt. Auch das erwirbt Verdienſt. Andere laſſen ſich kurze Formeln, die häufig wie Beſchwörungen klingen[1]), auf Stückchen Papier oder Zeug ſchreiben (ſog. Gebetsflaggen) und bringen dieſe an heiliger Stätte dar, zuſammen mit Blumen und Kerzen oder Öllämpchen.

Es iſt nun aber eine ſehr bemerkenswerte Tatſache, daß trotz der ſtarken Durchdringung des ganzen birmeſiſchen Volkslebens mit buddhiſtiſchen Motiven die eigentlich bewegende religiöſe Kraft in dem einzelnen dennoch nicht der Buddhismus iſt. Vielmehr ſtoßen wir bei dem Suchen danach auf eine ſehr eigentümliche Größe, die ſchon aus vorbuddhiſtiſcher Zeit ſtammt, und die der Buddhismus, ſo energiſch er auch ſeine Hand auf dies Volk gelegt hat, nicht zu beſeitigen imſtande geweſen iſt. Das iſt die Verehrung der ſog. Nat. Wer ſind die Nat? Der Name wird auch angewendet auf gewiſſe Geſtalten der buddhiſtiſchen Mythologie, nämlich die Dewas, welche die unterſten Himmel bewohnen. Das iſt aber nur eine ausgleichende und verſchmelzende Übertragung. Urſprünglich zielt der Name auf überirdiſche Weſen, die mit dem Buddhismus nichts zu tun haben, ſondern dem altbirmeſiſchen Geiſter- und Naturkult ent-

[1]) So liest man: Der, welcher dies Papier opfert, wird dadurch sehr stark werden; oder: Möge der am Freitag Geborene hierdurch seinen Lohn für frommes Opfer finden.

ſtammen. Deutliche Spuren des heutigen Kultus zeigen, daß der Nat einerſeits die Perſonifikation von gewiſſen Naturkräften, anderſeits den Geiſt von Verſtorbenen darſtellt. Auf das erſtere weiſt die Verbindung vieler Nat mit beſtimmten Lokalitäten oder mit Bäumen und Früchten, auf das andere die halb hiſtoriſchen Anſpielungen auf manche Nat in den Feſtgeſängen ſowie allerlei Legenden. Es gibt eine ungeheure Menge von Nat; man teilt ſie in 37 verſchiedene Repräſentanten, deren jedem eine beſondere heilige Hymne gewidmet iſt. Es gibt einen Hausnat, einen Dorfnat, aber daneben eine Menge derartiger Weſen, die unbeſtimmte Plätze in der Wildnis, an den Wegen, auf Felſen und an Quellen oder in Flüſſen bewohnen. Die meiſten Nat ſind gefährlicher Natur; hier und da indes exiſtiert auch ein Nat, den man um Hilfe angehen kann. Es gibt weibliche ſogut wie männliche Nat. Hingerichtete Verbrecher oder Perſonen, die ſonſt eines unheimlichen gewaltſamen Todes geſtorben ſind, vermehren die Zahl der Nat. Alle zuſammen ſtehen unter einem Nat-König, dem Thagya Min.

Die Verehrung dieſer Weſen nun iſt für die weit überwiegende Mehrzahl der Birmeſen die wirkliche Religion, der ſie mit voller, beſtändiger innerer Beteiligung gehören. Die Zeugniſſe gründlicher Kenner birmeſiſchen Volkslebens für dieſe Tatſache ſind zahlreich. Es ſei hier nur das eine des Biſchofs Bigandet angeführt, den man allgemein wohl als einen der beſtorientierten Sachleute anerkennen wird. Er ſagt[1]): „Der Buddhismus des Volkes hat nur wenig oder garnicht teil an ihrem täglichen Leben. — — — Im gewöhnlichen Leben, vom Tag der Geburt bis zur Hochzeit und bis zum Totenbette hin entſpringen all die Bräuche und Formeln, die der Birmeſe beobachtet, dem Geiſterkult und nicht dem Buddhismus. Gerät er in ein Unglück, ſo hält er es für ein Werk der Nat; will er eine wichtige Sache

[1]) In einer Mitteilung an J. G. Scott, den Herausgeber des Gazetteer of Upper Burma and the Shan States (Rangoon. 1900), dort angeführt Part I, Vol. II, S. 10.

unternehmen, so sucht er die Nat günstig zu stimmen — — Selbst die Mönche geben häufig dem Einflusse dieser starken Unterströmung animistischer Religion nach, die ihrem buddhistischen Glauben zugrunde liegt."

Der Nat-Kultus nimmt im Leben des gewöhnlichen Birmesen einen so breiten Raum ein, daß niemand ihn übersehen kann, der sich nur ein wenig mit diesem Volke beschäftigt. Jedes Haus hat seinen Nat. Er ist nicht ein Schutzgeist in dem Sinne, daß ihn das Wohl der Insassen besonders beschäftigte. Aber er hat seine Stätte in dem Hause, und die Bewohner müssen das Ihrige tun, ihn in guter Stimmung zu erhalten. Die Pfeiler des Hauses werden oben mit weißem Baumwollenzeug umwickelt, in dem er sich aufzuhalten liebt. Ein Gefäß mit heiligem Wasser, das durch Zauberformeln und die Zweige und Blätter gewisser Bäume monatlich einmal neu geweiht wird, steht auf der Veranda, und man sprengt mit diesem Wasser öfter die Wohnung, um dem Nat seinen Beistand abzugewinnen. Man bringt dem Nat Opfer, Nahrung und Früchte. Man hängt ihm Kokosnüsse und bunte Lappen auf. Dem Fremden, der unvermutet unter dem Dache der Hütte weilt, kann der Nat sehr gefährlich werden, er schreckt ihn bis zum Wahnsinn oder bringt Krankheit über ihn. Auch jedes Dorf hat seinen Nat, dem am Ausgange bei den letzten Hütten eine Stätte der Verehrung errichtet ist. Ihm feiert man regelmäßige Feste, aber auch noch besondere, wenn ein Unglück, etwa eine Cholera- oder Pockenepidemie über den Ort hereinbricht. Die Nat-Feste sind mit wilden Tänzen und dem Vortrag merkwürdiger Gesänge verbunden. Tänze und Gesänge sind Sache von Frauen, die sich in die Figur des betreffenden Nat verkleiden und ihn darstellen. Ihre Vorträge machen oft den Eindruck von Balladen und schildern Erlebnisse der Nat aus der Zeit, wo sie noch Menschen waren. Feuerwerk, Hahnenkämpfe und wilde Musik gehen Hand in Hand mit den Aufführungen. Die Nat werden häufig in Bildnissen wiedergegeben, als bunt aufgeputzte Puppen mit Schwertern oder anderen Waffen, bisweilen auch zu Pferde. Auf Zauberzetteln figurieren sie sehr häufig

auch läßt man sich einige von ihnen wohl eintätowieren. Die abergläubischen Praktiken, die sich mit dem Nat-Glauben verknüpfen, sind unzählig. Meist sind die Vermittler jene Frauen, welche bei den Nat-Festen tanzen, und denen die Macht, Beschwörungen zu vollziehen, Krankheiten zu bannen, Tote erscheinen zu lassen, Unbekanntes mitzuteilen u. dergl. m. zugeschrieben wird.

Soweit ist der Buddhismus davon entfernt, dieser Volksreligion Herr geworden zu sein, daß vielmehr auch das Mönchtum bis zu einem bedenklichen Grade von jenen Vorstellungen beherrscht wird. Dies gilt freilich vorwiegend von den Insassen der Dorfklöster im Innern, vor allem in Oberbirma, während der feinere Mönch etwa in Rangoon wohl seine Mißbilligung und Verachtung dem Volksglauben gegenüber ausdrückt. Auf dem Lande aber umwickelt man auch die Stützbalken der Klöster mit Baumwolle für den Tempelnat, dort werden bei Nat-Festen, besonders in Epidemien, die Mönche mit herangezogen zu wirksamerer Beeinflussung des bedrohenden Geistes, dort stehen die Mönche zur Beschwörung des Nat an Kranken- und Sterbebetten, sie sind die beliebtesten Tätowierer und Wahrsager, bestimmen glückliche oder unglückliche Tage und erklären Träume.

Einen noch höheren Grad der Vermischung mit animistischem und Naturkultus beobachtet man bei dem Buddhismus der Schan-Stämme. Derselbe unterscheidet sich auch in seinen äußeren Zügen mannigfach von dem gewöhnlichen birmesischen Buddhismus, nimmt indes nicht eine so hervorragende Stellung ein, daß wir hier, wo wir nur die Hauptentwicklungen überblicken, näher auf ihn eingehen könnten. —

5. Kapitel.

Der Buddhismus von Siam.

Der ſiameſiſche Buddhismus gleicht in allen wichtigeren Zügen demjenigen von Ceylon und Birma ſo ſehr, daß es überflüſſig wäre, ihn in ſeinen Einzelheiten zu beſchreiben. Es würden nur Wiederholungen. Auf einen beſonderen Punkt iſt indes näher einzugehen, weil er Siam eigentümlich iſt.

Dies Land hat noch ſeinen eigenen König [1]). Wo ein buddhiſtiſcher König regiert, hat derſelbe immer eine beſondere Stellung eingenommen. Er iſt nicht das Haupt der Kirche, aber er iſt ihr höchſter Patron. Hieraus ergibt ſich eine ganz eigene Lage. Auch der König hat den Geſchorenen ſeine Ehrfurcht zu erweiſen, ſo lange er nicht ſelbſt ſich über die „Welt“ erhebt, indem er in ein Kloſter eintritt. Sonſt iſt er eben auch nur Laie. Aber die Gunſt des Königs hat doch eine fundamentale Bedeutung für das Wohlergehen der Mönche. Tatſächlich müſſen ſie ſich auf ihn ſtützen und können ſeine Gnade nicht entbehren. Auch verlangt er als Herrſcher natürlich ein gewiſſes Hoheitsrecht über ſie. Beide Seiten der Sache ſind geſchickt ins Einvernehmen gebracht, wie man an dem ſiameſiſchen Buddhismus gut beobachten kann.

---

[1]) Auch Kambodja, soweit es sich von Siam unabhängig gehalten hat (die nördlichsten, eigentlich echtesten Provinzen von K. sind Siam einverleibt), besitzt nominell noch seinen eigenen König, welcher freilich ganz unter französischer Aufsicht steht. Zu dem Buddhismus steht der Titularkönig von Kambodja ähnlich wie der König von Siam in seinem Lande.

An der Spitze des siamesischen Buddhismus, der sich ähnlich hierarchisch entwickelt hat wie der birmesische, steht ein höchster Würdenträger, der Sankharat. Dieser aber sowohl wie alle höheren Mönche, welche größeren Distrikten vorstehen, müssen von dem König ernannt werden. Außerdem setzt der König einen der Prinzen aus seiner Familie dazu ein, daß er eine Oberaufsicht über Lebensweise und Sitten der Mönche führe. Dieser Beamte darf Mönche, die sich etwas Ernstliches zuschulden kommen lassen, zur Verantwortung ziehen. Solche Mönche werden dann des Mönchsgewandes beraubt, damit zu Laien degradiert, und die Bestrafung nimmt ihren Lauf. So kann man gefährlicher Elemente von seiten der Staatsgewalt leicht Herr werden und hat die Geistlichkeit einigermaßen in der Hand. Übrigens aber trägt auch der König in allen Äußerlichkeiten große Verehrung gegen die buddhistische Religion zur Schau. Er erhält persönlich durch Almosen täglich eine große Anzahl von Mönchen; er baut Tempel und Klöster; er bezeugt seine Verehrung durch Verneigung und Erhebung der Hand zum Kopfe, wenn er sich auch das Ausnahmerecht nimmt, nur eine Hand aufzuheben, während jeder Untertan beide Hände flach zusammengelegt erhebt. Das interessanteste Beispiel, wie der buddhistische König der Religion seinen Respekt erweist, ist der jährliche Tempelbesuch zur Schenkung von Mönchsgewändern.

Um die Mitte des Oktober, am Ende der Was-Zeit, pflegt auch in Siam (vgl. o. S. 26) die Schenkung der Mönchskleidung von seiten der Laien stattzufinden. Zu diesem Zwecke besucht der König selbst (zuweilen vertreten durch einen Prinzen) eine Anzahl von Klöstern in Bangkok, welche besonders unter seinem Patronate stehen. Es ist ein glänzender Aufzug, gewöhnlich in kostbar ausgeschmückten Booten, da man dort mehr zu Wasser als zu Lande verkehrt; Prinzen, hohe Beamte und eine Menge Gefolge begleiten den Fürsten. Dieser sitzt in seinem besonders prächtig dekorierten Boote unter einem Thronhimmel und dem königlichen Schirm; die zur Schenkung bestimmten Kleidungsstücke füllen das Fahrzeug. Wenn man an einem der Klöster gelandet ist,

begibt sich der König unter Musik in Prozession an das Tor des Haupttempelraums. Dort nimmt der König die Kleider persönlich dem Beamten, der sie bislang trug, ab, tritt ein und legt sie auf einem Tische nieder. Dieser Tisch ist schon vorher mit Opfergaben, die im Namen des Königs gespendet werden, besetzt. Der Fürst zündet die Kerzen und Weihrauchstangen an, dann verneigt er sich verehrend dreimal, zuerst vor den Buddhabildern, dann vor den heiligen Büchern (die die Lehre repräsentieren), darauf vor der Versammlung der Mönche des Klosters, welche sich im Hintergrunde aufgestellt haben. Sodann erneuert er vor dem Abte die fünf Gelübde, die der buddhistische Laie, wenn er es ernst nimmt mit seiner Religion, zu beobachten hat, und zwar in folgender Fassung: er gelobt, kein lebendes Wesen zu töten; er gelobt, keine Gewalttat an irgend jemandem zu üben; er gelobt, keine Frau, die jemand anderem gehört, sich anzueignen, wenn die geringste Abneigung bei dieser Frau, ihren Eltern oder Beschützern vorhanden ist; er gelobt, nicht zu lügen noch zu betrügen; er gelobt, keine berauschenden Getränke zu sich zu nehmen. Ist es einer der vier heiligen Tage des Monats, so nimmt der König für diesen Tag noch die drei besonderen Gelübde auf sich, nach Mittag keine feste Speise zu sich zu nehmen, keiner Aufführung beizuwohnen und keine wohlriechenden Essenzen zu benutzen, auf einem niedrigen einfachen Bette zu schlafen. Nach dieser Übernahme der Gelübde erklärt der Fürst den Mönchen seinen Willen, sie mit den vorhandenen Gewändern zu beschenken, worauf der Abt mit dankenden Worten das Geschenk den Mönchen überweist. Wenn der König den Tempel verläßt, rezitieren die Mönche eine Segensformel, während er wiederum den Buddha, die heiligen Schriften und die Gemeinde durch eine Verneigung ehrt. Dem Geschenk der Kleider sind häufig noch andere Gaben, Gefäße, Matten, Möbel u. dergl. hinzugefügt.

So hat sich hier bis in die neueste Zeit hinein eine Sitte erhalten, in der sich die äußere Herrschaft des Buddhismus auch über die Höchsten im Staate kund tut. Innerlich aber steht es mit dem Leben des Buddhismus

in Siam nicht anders wie in Ceylon und Birma. Ein unermeßlicher Aberglaube, der von den verschiedensten Quellen herkommt, ist mit dieser Religion verwachsen. Insbesondere hat der Hinduismus sich tief eingenistet. Auch chinesische Einflüsse machen sich vielfach geltend. Gegen alle solche Strömungen vermochte der Buddhismus selbst in den Ländern, wo er sich „rein" erhielt, keinen Damm zu setzen. Seine volkserzieherische Kraft ist, wenn man auf die Vorstellungs- und Gedankenwelt der Menge sieht, außerordentlich gering gewesen.

6. Kapitel.

Der Lamaismus.

Der Lamaismus, die Form des Buddhismus, welche sich in Tibet ausgebildet hat und von der Bezeichnung des tibetanischen Mönches Lama ihren Namen trägt (vgl. Buddhismus I, S. 58), herrscht nicht nur in Tibet, sondern auch in den kleinen Himalaya-Staaten Ladâk, Nepal, Bhotân, Sikhim, ferner in der Mongolei und vereinzelt im nördlichen und westlichen China. Er ist eine Strömung für sich, deutlich unterschieden sowohl von dem Buddhismus der südlichen Länder als von dem chinesischen Typus, welch letzterer auch in Japan und Korea zugrunde liegt. Der Leser erinnere sich an das, was früher über den Ursprung des tibetanischen Buddhismus gesagt ist (Buddhismus I, S. 57); wir haben hier denjenigen Zweig der Religion vor Augen, der am meisten von der Mahâyâna-Richtung, wie sie in Vorderindien lebte, bewahrt hat. Am Ganges und Indus ist sie verschwunden, aber ehe sie dort erstarb, verpflanzte sie sich in die wilden Gebirgsländer des Himalaya und nach dem unzugänglichen Hochland nördlich davon. Dort trat der vorderindische Mahâyâna-Buddhismus einem Volke ins Blut, das primitiv, robust, abgeschlossen von anderen Einflüssen, durch eine gewaltige und furchtbare Natur schon an sich dämonenscheu, jenes Danaergeschenk begierig aufnahm und in merkwürdiger Weise fortentwickelte. Wenn

auch in vieler Beziehung eine der unerfreulichsten Entwicklungen des Buddhismus, ist der Lamaismus doch zugleich lehrreich und charakteristisch sowohl für die religiösen Triebe und Bedürfnisse des Menschen überhaupt wie auch besonders für die Schwächen der Mönchsreligion des Buddha Gautama.

Eine ganz und gar neue Atmosphäre umfängt uns im Lamaismus. Ähnlich wie der Gegensatz der Natureindrücke am Irrawaddi und unter den schneebedeckten Höhen des Himalaya, dort Sonnenglut über Reisfeldern und üppigem Urwald oder Dschungeldickicht, Palmen, Orchideen, nackte oder fast nackte zierliche braune Menschengestalten, kindlich munter, fröhlichen Gesichts, blütengeschmückt, hier breite, finstere Bergwände, in tiefe Schluchten hinabsinkend, öde Hochebenen, über die rasende Stürme fegen, Gletscher blinken von den Gipfeln, hart und unfruchtbar drückt der Fels die Erde, wild und trotzig blickt das Antlitz der Menschen, die mit diesen Elementen ringen, breite plumpe Gestalten, in Felle und dicke Kleidung gehüllt — ähnlich ist auch der Gegensatz des Buddhismus, der hier herrscht, zu dem von Ceylon oder Hinterindien.

Die heiligen Gebäude.

Schon in den heiligen Gebäuden prägt sich das aus. Die Klöster in Tibet stehen schwer und finster da. Es sind Steingebäude, aus Ziegeln oder Bruchstein aufgeführt, breite, hohe Mauermassen mit langen Reihen rechteckiger Fensteröffnungen, das Dach gewöhnlich flach, festungartige Bauten, zumal wenn sie oben auf einer malerischen Klippe über Abgründen angelegt sind, wie man es liebt. Viele der lamaistischen Klöster sind ungeheuer große Anlagen, bestimmt, mehrere tausend Mönche zu beherbergen. Dann erweitert sich das Kloster zu einer kleinen Stadt, eine große Anzahl solcher Steinhäuser mit Gassen und Gängen dazwischen, ein Hauptgebäude in der Mitte, das Ganze von einer stattlichen Mauer eingefaßt. Die Klostergebäude sind meist zweistöckig, auch wohl dreistöckig. Ein Kloster umfaßt gewöhnlich ein Tempelgebäude, das in der Mitte liegt, von einem Hof umgeben; viereckig ziehen sich die Wohn-

gebäude der Insassen darum hin. Ein mächtiges doppelflügliges Tor bildet den Haupteingang. Außerhalb und abgesondert für sich liegen nicht selten einige offene Hallen; mächtige Gebetzylinder (vgl. unten) zum Gebrauch der Besucher sind hier aufgestellt. Ferner verzieren häufig Pagoden (die Tibetaner nennen sie Tschorten) die Umgebung der heiligen Gebäude. Bisweilen sind zwei solcher Pagoden durch eine Mauer verbunden, in deren Nischen man Weihrauchkerzen anzünden oder kleine Opfergaben niederlegen kann. Tritt man durch die knarrenden Torflügel in den Binnenhof, so hüte man sich vor den Klosterhunden, die oft dort lagern und jeden Eindringling wütend angreifen. Die Mönchswohnungen sind einfach und kunstlos, größere und kleinere Zellen nebeneinander mit einer Veranda davor nach dem Binnenhof, gewöhnlich im Obergeschoß, während das Erdgeschoß, das nach außen keine Fenster zeigt, ein dunkler Raum zur Aufbewahrung von Vorräten ist.

Das in der Mitte des Klosterhofes gelegene Kultusgebäude zeigt an der Vorderseite eine Veranda, zu der man auf einigen Stufen hinansteigt. Ein Vorhang, der in der Mitte auseinandergeschlagen ist, verdeckt sie häufig und gibt ihr ein Dämmerlicht. Schon auf dieser Veranda begegnen uns verschiedene Darstellungen göttlicher Wesen, und da ohne ein genaueres Eingehen auf die lamaistische Götterwelt jede weitere Schilderung sehr erschwert sein würde, so wollen wir uns zunächst einmal näher über sie orientieren.

Die lamaistische Götterwelt.

Wenn der südliche Buddhismus eigentlich nur Darstellungen des Buddha Gautama selbst und einiger weniger Begleitfiguren kennt, so kann man sich keinen größeren Gegensatz dazu denken als den Lamaismus, der eine ganz verwirrende Menge göttlicher Figuren aufweist. Teils sind es Gestalten aus dem historischen alten Buddhismus, teils hinduistische Götter, die in die buddhistische Mythologie hineingezogen wurden, dann

aber auch eine Menge von Schöpfungen der spekulativen Phantasie des Mahâyâna-Buddhismus, ferner Gottheiten, die früher dem alten Dämonenkultus des Landes und der Bon-Lehre (S. Buddhismus I, S. 58) angehörten, Lokalgottheiten, persönliche Schutzgeister u. dergl.; das alles verwebt sich zu einer anfänglich gar nicht übersehbaren bunten Menge. Wir teilen die Unzahl verehrter Größen in verschiedene Klassen, um Klarheit zu gewinnen.

Da sind zuerst die Buddhas. Nicht etwa nur der Buddha, nämlich Gautama. Die Idee, daß außer dem uns historisch bekannten Fürstensohne des 6. Jahrhunderts v. Chr. noch viele andere Buddhas in längstvergangenen Zeiten gelebt hätten, ist, wie wir wissen, alt im Buddhismus. (S. Buddhismus I, S. 35, 37). Die Welt dehnt sich endlos aus, entstehend und vergehend. Ungeheure Zeiträume werden als eine Epoche zusammengefaßt und bekommen ihre besondere Zahl von Buddhas. Die letzte große Weltepoche hat im ganzen 28 Buddhas gesehen, Gautama eingeschlossen. Da aber die ältesten drei durch die Legende nicht mit Gautama in Beziehung gesetzt sind, während die andern alle irgendwie ihn angekündigt haben sollen, so zählt man häufig jene drei ersten nicht mit und rechnet dann 24 Buddhas als Vorgänger des Gautama. Unter ihnen ist besonders bekannt und angesehen der erste, Dîpamkara, „der Lichtträger". Außerdem werden die sechs letzten Vorgänger Gautamas gern mit letzterem zusammen in einer Siebenheit dargestellt. Eine andere besondere Gruppe von Buddhas, älter als die Zusammenfassung der Sieben, umfaßt fünf Buddhas und zwar die drei letzten Vorgänger Gautamas, ihn selbst und sodann den als Nachfolger Gautamas erwarteten Buddha Maitrêya, welcher auftreten wird, wenn die 5000 Jahre Gautamas vorüber sind.[1]) Diese Fünfheit von Buddhas spielt eine große Rolle. Die Namen, wie sie in ihrer historischen Reihe aufeinander folgen sollen, sind: Krakutschandra, Kanakamuni, Kâ-

[1]) Diese fünf Buddhas kennt auch der südliche Buddhismus. Sie sind z. B. in Anuradhapura als Statuen dargestellt.

schiapa, Gautama, Maitrêya. Durch eine besondere Spekulation des Mahâyâna-Buddhismus werden nun aber diese fünf Buddhas zu einem größeren Kreise erweitert. Sie, die als historische Gestalten (so nimmt man sie wenigstens) am Ende ihres Daseins in das Nirvâna eingingen, also existenzlos wurden, waren gewissermaßen nur vorübergehende Erscheinungen. Diese irdischen Erscheinungen werden aufgefaßt als sich loslösend von einem überirdischen, unvergänglichen Grunde. So wird jedem dieser Buddhas ein „himmlischer Buddha" als Urvoraussetzung zuerteilt. Es entstehen damit fünf himmlische Buddhas, häufig die fünf himmlischen Überwinder (Dschina) genannt. Unter diesen himmlischen Urbildern der fünf historischen Buddhas ist der berühmteste derjenige, welcher dem geschichtlichen Gautama entspricht. Dies ist Amitâbha („grenzenloses Licht"), eine Buddhagestalt von größter Popularität im ganzen nördlichen Buddhismus. — Gab die religiöse Spekulation durch solche himmlischen Buddhas den vorübergehenden irdischen Erscheinungen göttliche Stabilität, daß die Verehrung der Gläubigen sie erreichen konnte, so schritt man von da noch einen Schritt weiter, indem man nun über den fünf himmlischen Buddhas einen allerhöchsten Buddha als das Urprinzip annahm, den Adi-Buddha. Dadurch faßte man die ganze religiöse Vorstellungswelt einheitlich zusammen. — Noch von anderen Seiten her vermehrte sich die Zahl der verehrten Buddhagestalten. Gewisse vom Volke hochgehaltene und praktisch sehr wichtige Wesen erhob man zu dieser Würde, so z. B. eine Anzahl Medizin-Gottheiten, die man zu „heilenden Buddhas" machte. Andere allgemein sehr hoch geschätzte Wesen, welchen man um des allgemeinen Ansehns willen den obersten Rang einräumen zu müssen glaubte, verband man mit den erwähnten fünf himmlischen Buddhas, indem man jedem von diesen durch eine etwas andere Darstellung ein Seitenstück gab. So verknüpfte man mit Amitâbha, dem Buddha des endlosen Lichtes, eine andere Figur Amitayus, „endloses Leben".

Auf diese Klasse der Höchsten, der Buddhas, folgt die der Bôdhisattvas. Über ihre allgemeine Be-

deutung vergleiche Buddhismus I, S. 41. Die Bôdhisattva-gestalten dienen zu einer Erweiterung der oben skizzierten dogmatischen Spekulation, indem jenen fünf „himmlischen Buddhas“ sowie den fünf entsprechenden irdischen eine Fünfzahl von Bôdhisattvas zugeordnet wird, die als die „geistigen Söhne“ oder „Reflexe“ der himmlischen Buddhas gelten. Man hat also fünfmal eine dreifache Reihe zueinander gehöriger göttlicher Wesen, je einen himmlischen Buddha, seinen überirdischen Reflex (in einem Bôdhisattva) und einen irdischen Buddha, der in menschlicher Gestalt erschienen ist (resp. noch erscheinen soll, Maitrêya). — Es gibt männliche wie weibliche Bôdhisattvas. Zu den männlichen kann man Maitrêya rechnen, den Buddha der künftigen Epoche, welcher eine doppelte Auffassung zuläßt, je nachdem man ihn antizipierend mit seinen Vorgängern zusammen bereits als einen Buddha faßt, oder ihn in seinem jetzigen Zustande als vor der Buddhawürde stehend ansieht. Unter den übrigen Bôdhisattvas ist der berühmteste Avalokita (Avalokiteschwara), derjenige Bôdhisattva, der mit dem historischen Buddha Gautama und dem himmlischen Buddha Amitâbha zur Dreiheit zusammen gehört. Avalokita ist die Gottheit, welche regelmäßig in dem Dalai-Lama von Lhassa sich neu verkörpert. Er ist auch der Schutzgott von Tibet und führt als solcher den Ehrentitel Padmapâni („der Lotoshändige“). Man denkt ihn sich als freundlich und mildherzig, mit der Macht allen zu helfen. Avalokita ist in weiblicher Form als Kwanyin in den chinesischen und von da in den koreanischen und japanischen Buddhismus übergegangen. Neben Avalokita sind die hervorragendsten tibetanischen Bôdhisattvas Mandschuschrî, die Personifikation der Weisheit, Samantabhadra, die Gottheit der religiösen Ekstase, und Wadschrapâni, ursprünglich der hinduistische Indra, dessen donnerkeil-schwingende Erscheinung die höchste Kraft repräsentieren soll. — Die weiblichen Bôdhisattvas heißen Târâ. Eine Târâ ist öfter einem bestimmten männlichen Bôdhisattva als weibliche Ergänzung zugeordnet und wird nicht selten in Vereinigung mit ihm wiedergegeben. Man unterscheidet die

grüne Târâ und die weiße Târâ, deren jede aber unter vielerlei Formen auftritt. Ein besonderer weiblicher Bôdhisattva von Wichtigkeit ist ferner die Göttin Marîtschî, „die Glänzende", die einerseits mit der Anbetung der Sonne oder der Morgenröte, anderseits merkwürdigerweise mit der Verehrung eines heiligen Schweines in Zusammenhang zu stehen scheint.

Eine dritte Klasse verehrter Wesen sind die Schutzgottheiten. Sie werden als speziell geschickt angesehen, die schädlichen Einflüsse von Dämonen zu überwinden. An sich können alle Buddhas und Bôdhisattvas als Schutzgottheiten fungieren. Will man sie so benutzen, dann bekommen sie nur eine für diesen Zweck eigens erdachte Ausstattung. Doch kennt man eine Zahl von göttlichen Wesen anderer Art, denen die Rolle der Schutzgottheiten besonders ansteht. Dies sind die Dämonenfürsten. Sie werden dargestellt in einer möglichst grausigen und scheußlichen Art, durch die sie eben ihre Fähigkeit bekunden, die Dämonen zu schrecken und zu verjagen. Schädel, abgeschnittene Köpfe und Glieder, Schalen mit Menschenfleisch und Blut, Schlangen und Vipern, abgezogene Felle, Mäuler mit riesigen Stoßzähnen, die grade einen Menschen zermalmen, drei oder mehr Augen, mehrere Köpfe, einige mit tierischen, andre mit menschlichen Formen, vier oder mehr Arme, welche Waffen oder Zaubergerätschaften in den Händen halten, das sind so ihre Attribute. Jeder dieser Dämonenfürsten hat eine Gemahlin, oft mit ihm dargestellt, welche von gleicher Schaurigkeit und gleichem Ingrimm ist. Die Zahl der Schutzgottheiten ist ungeheuer groß. Hier strömt allerlei zusammen, was aus der nordindischen Phase des Mahâyâna-Buddhismus, aber auch aus der ursprünglichen Religion Tibets, der Bon-Lehre, herkommt. Manche der Dämonen-Fürsten und Fürstinnen lassen sich noch deutlich als aus hinduistischem Kult stammend identifizieren. An die Schutzgottheiten schließt sich in absteigender Linie ein unermeßliches Heer geringerer unheimlicher Wesen, Naturgottheiten, z. B. Schlangengötter, allerlei Figuren aus der hinduistischen Mythologie, einige von freundlichem und hilfreichem Charakter, die meisten

aber Gestalten des Schreckens. Besonders zu bemerken sind hier die Wächter der vier Weltgegenden. Sie wurden ursprünglich gedacht als Hüter der Eingänge der Himmel, die über dem Berge Meru aufsteigen. Der Berg ist vierseitig. An jeder Seite, je nach einer Himmelsrichtung, wohnt da, wo die himmlischen Regionen beginnen, ein riesiger Wächter. Der an der Ostseite ist weiß von Farbe und hält ein Saiteninstrument als sein Wahrzeichen in den Händen. Der nach Westen zu ist rot, er hält eine Schlange in der Linken. Der Wächter des Südens ist grün; er trägt ein Schwert. Der des Nordens ist gelb und hält einen Schirm. Diese Wächter schützen den Himmel gegen den Ansturm von Dämonen. Sie leisten aber darum auch sonst den Gläubigen Schutz und werden vielfach abgebildet und verehrt. — Ein anderer sehr gefürchteter und umworbener dieser niederen Götter ist Yama, der Obergott der Höllen. Er sitzt im Mittelpunkt der höllischen Abteilungen, von denen man acht heiße und acht kalte zählt, dazu vier Vorhöllen und unzählige kleinere Nebenhöllen. Der Höllenkönig hat aber selbst eben so gut Qualen zu erdulden wie alle seine Opfer. Ferner wäre unter den ungezählten kleineren Gottheiten etwa noch zu erwähnen der sehr populäre Gott des Reichtums, sowie der Hausgott oder der Gott des Bodens. Denn jedes Haus, jedes Kloster und jeder Tempel hat seine besondere Gottheit der Stätte, an der man sich angebaut hat.

Eine weitere sehr große Klasse übernatürlicher Wesen sind die gefährlichen Geister. Unter ihnen sind ehemalige Gottheiten der Bon-Religion, die mit der Zeit zu Gespenstern herabgesunken sind, ferner Rachegeister Ermordeter oder Mißhandelter, Sterngeister und mannigfache andere Gebilde der Phantasie. Diese Geister gehören insofern noch zu den göttlichen Wesen, als sie durch geeignete Zauberformeln in den Dienst des Menschen genommen und zu seinem Schutze verwandt werden können.

Endlich bilden noch eine letzte und nicht unbeträchtliche Kategorie verehrter Wesen die Heiligen. Hierher gehören zunächst die angesehensten Jünger des Buddha

Gautama, vor allem Maudgalyâyana und Schâriputra, seine zwei Lieblingsschüler, sodann Kâschiapa und Ananda sowie Upâli. Ferner nennt man eine Anzahl von sechzehn besonders bedeutenden Buddhaschülern, die immer gemeinsam dargestellt werden, die sechzehn „starken Bewahrer", nämlich der Lehre.[1])

Sodann empfängt eine große Zahl von bedeutenden Persönlichkeiten aus der Geschichte des Lamaismus hohe Verehrung. So der Gründer des Lamaismus, Padma Sambhava. Er steht tatsächlich an Schätzung ungefähr einem Buddha gleich. Man stellt ihn in acht verschiedenen Gestalten dar, von denen die üblichste durch allerlei schauerliche und grausame Attribute der Darstellung eines Dämonenfürsten ähnlich ist. Ein anderer hochgeachteter Heiliger ist der Reformator Tsong Kapa. Weitere noch aufzuzählen hat hier keinen Zweck.

Das Innere der Tempel.

Nun zurück zu unserm Tempel, um uns näher darin umzusehen! Schon an den Wänden der Veranda und zu beiden Seiten des Eingangs bemerken wir eine Anzahl Götterfiguren. Es sind Gemälde, entweder direkt auf die Wand oder auf einen Papierstreifen, der mit Seide unterlegt ist, gemalt. Diese Gottheiten haben alle den Charakter von Schutzgeistern. Sie gehören der Klasse der Dämonenkönige an und bewahren das Heiligtum vor Feinden. Unter ihnen sehen wir, zu zweien an jeder Seite des Eingangs, die oben geschilderten vier Wächter des Götterberges. Regelmäßig findet sich auch an der Wand der Veranda eine große charakteristische Malerei, das sogenannte Rad des Lebens. Es ist ein sechsspeichiges Rad, umklammert von einer dämonischen Figur, deren scheußlicher Kopf oben darüber ragt. Die sechs von den Speichen gebildeten Abteilungen zeigen die sechs verschiedenen Regionen, in denen man eine

[1]) Im Chinesischen sind es achtzehn geworden, die sog. achtzehn Lo han (Arhant). In Korea und Japan findet man aber noch die sechzehn, wie sie auch im älteren chinesischen Buddhismus gelten.

neue Existenz finden kann: die Region der Himmel, die Menschenwelt, die Region gequälter Geister, die Orte der Höllen, die Welt der Tiere, die Welt halbgöttlicher Wesen. Der herumlaufende Ring des Rades ist in zwölf Abteilungen geteilt, jede mit einer symbolischen Figur, wodurch die sogenannten zwölf Nidâna angedeutet werden, zwölf Begriffe, welche in wesensnotwendiger Verknüpfung den Zusammenhang alles Lebendigen und der ewigen Wiedergeburt aus seiner Urwurzel hervor (dem Nichtwissen) vor Augen führen (den Kausalnexus des Geschehens, vergl. Buddhismus I, S. 14). Bisweilen sieht man auch an der Decke der Veranda allerlei seltsame Gegenstände hängen, welche dem Besucher Ehrfurcht oder Grauen einflößen sollen, ausgestopfte Raubtiere, etwa Bären, Büffel, Affen u. dergl.

Das Innere des Tempels ist ein rechteckiger oder quadratischer Raum, die Decke gewöhnlich von starken rotgefärbten Holzsäulen getragen. Die Wände sind mit zahlreichen Gemälden bedeckt, in sehr geringen Tempeln aber auch wohl einfach weiß. Die Gemälde an den Wänden, reich in grellen Farben und stereotyp in ihren Formen, stellen vor allem Schutzgottheiten und Heilige dar. Einige der gräßlichsten Dämonenfürsten pflegt man von einem Schleier verdeckt oder in einem Schrein verschlossen zu halten. An der Hinterwand stehen die Hauptbildnisse hinter einem Altar oder mehreren Altären. Drei Statuen füllen in der Regel die Mitte aus, aber es herrscht keine Gleichförmigkeit darin, wer hier aufgestellt wird. Oft ist es der Buddha Gautama und neben ihm links der Bôdhisattva Avalokita, rechts der Begründer des Lamaismus, Padma Sambhava. In andern Fällen fehlt der historische Buddha ganz, neben Avalokita steht der „himmlische Buddha“ Amitabha, und die Stelle des Padma Sambhava nimmt der Gründer derjenigen Sekte ein, der gerade der Tempel eigen ist. Auch noch andere Anordnungen findet man. Die Darstellungen eines Buddha, Bôdhisattva und Heiligen sind meistens nicht schwer voneinander zu unterscheiden. Der Buddha wird in einfacher Weise wiedergegeben, der Kopf unbedeckt mit den wunderlichen Haarstümpfen und der

Erhebung mitten im Haar, der Körper mit dem Mantel bedeckt, welcher die Bruſt und einen großen Teil des linken Arms bloß läßt. Faſt immer hat der Buddha ſitzende Stellung inne, indem die Füße übereinander geſchlagen ſind.[1]) Die Handhaltung (Mudrâ) iſt ſehr verſchieden. Ein Bôdhiſattva erſcheint immer in ganz anderem Aufzuge. Er iſt koſtbar angetan und geſchmückt nach der Weiſe eines indiſchen Fürſten. Der Kopf iſt von einem reichen über die Ohren herabgehenden Schmuckwerk bedeckt, Armringe und Bruſtketten zieren ihn, Edelſteine, echte oder nachgemachte, ſind vielfach angebracht. Das Haar iſt nicht abgeſchnitten, ſondern gewöhnlich in einem Schopf oben auf dem Kopf zuſammengebunden. Einige der Bôdhiſattvas zeichnen ſich durch mehrere Köpfe oder Arme aus. So wird vor allem Avalokita als vierarmiger, als elfköpfiger, als tauſendarmiger u. ä. gegeben. Die Heiligen ihrerſeits tragen meiſtens das normale Mönchsgewand und eine Mönchsmütze.

Neben den drei Mittelfiguren des Hintergrundes ſtehen in der Regel an beiden Seiten noch allerlei andere Figuren. Die Darſtellungen ſind gewöhnlich aus Holz oder Ton und vergoldet, ſeltener auch aus Bronze. Der Mittelraum des Tempels bleibt leer, damit dort die Mönche bei dem Kultus Platz nehmen können. Dagegen ſteht vor den Hauptbildniſſen ein großer Altartiſch. Häufig beſteht er aus zwei Abſätzen in verſchiedener Höhe. Auf den niedrigen (vorderen) Abſatz ſetzt man die Opfer, Waſſer, Butter, Reis, Kuchen, Blumen, Lämpchen. Auf dem höheren Abſatz liegen allerlei Gerätſchaften. Von ihnen ſind die wichtigſten eine kleine Nachbildung einer Pagode (Tſchorten), einige heilige Manuſkripte, das lamaiſtiſche Beſchwörungszepter, das ſog. Dordſche, ein eigentümliches Metallinſtrument, in der Mitte ein Griff, an welchen ſich nach beiden Enden zu vier oder acht mit den Spitzen zuſammentreffende

[1]) Nur den Buddha der Zukunft, Maitrêya, ſtellt man in derjenigen ſitzenden Haltung dar, welche wir Europäer einnehmen, die Füße beide niederhängend.

Vogelkrallen schließen. Das Dordsche soll ein Ersatz sein für den alten Donnerkeil des hinduistischen Gottes Indra. Es wird beim lamaistischen Kultus sehr häufig zur Bedrohung der Dämonen angewendet. Ferner gehört auf jeden Altar eine Glocke, ein Gefäß mit heiligem Wasser, ein Spiegel aus Metall und eine Anzahl Musikinstrumente.

Das lamaistische Mönchtum.

Die einflußreiche Stellung, welche die Mönche in Tibet einnehmen, die mancherlei Vorteile, die mit ihrem Stande verknüpft sind, die abergläubische Schätzung ihrer Tätigkeit, aber auch ein gewisser Druck, den die Kirche auf alle Laien ausübt, bewirken, daß immerfort eine große Zahl von Laien dem Mönchtum zuströmen. Fast ohne Ausnahme treten diejenigen, welche Mönche werden wollen, schon als Kinder in ein Kloster ein. Es ist ein Brauch, über dessen Beibehaltung die Kirche wacht, daß unter normalen Verhältnissen aus jeder Familie wenigstens ein Kind dem Mönchstande überwiesen wird, gewöhnlich der Erstgeborene. Häufig bleibt es nicht bei einem. Das zum Mönche bestimmte Kind verbringt die frühesten Jahre im elterlichen Hause. Aber schon mit sieben oder acht Jahren wird es dem Kloster überwiesen. Es soll gesund, kein Krüppel sein; bisweilen legen die Klöster auch Gewicht auf Ansehen und Besitz der Familie der Kinder, welche sie aufnehmen. Das ins Kloster eintretende Kind ist zunächst nichts weiter als ein Schüler. Es wird einem Mönche als seinem besonderen Lehrer zugewiesen, der es im Lesen und Schreiben des Tibetanischen unterweist, und bei dem es wichtige Formeln, Gebete, kleinere Schriften auswendig lernt sowie eine Anzahl äußerer Pflichten und Dienstleistungen im Tempel übt. Zwei bis drei Jahre dauert diese erste Unterweisung. Das Kind trägt dabei noch die gewöhnliche weltliche Kleidung, sein Haar, obwohl kurz gehalten, ist noch nicht kahl abgeschoren. Wenn der Lehrer den Schüler für hinreichend vorgebildet hält, wird dieser zunächst zum Dâpa, regelrechten Studenten, promoviert. Sein Name wird dann eingetragen in das Klosterregister, nachdem der Abt sich durch mancherlei Fragen nach Charakter, Gesundheit, Freiheit, Familie, eigenen Entschluß des Eintritts erkundigt hat. Der Dâpa trägt die mönchische Tracht, doch hat er mit dem Kultus oder sonst mit mönchischen Pflichten noch nichts zu tun, auch ist sein Haupthaar noch nicht kahl geschoren. Dies geschieht erst bei der feierlichen Einführung als Novize (Getsul), um die er nachsuchen muß, wenn er sich für reif hält. Sie geschieht vor versammelter Mönchsgemeinde, im wesentlichen nach der Weise der südlichen

Buddhisten. Vgl. S. 9. Wenn kein Einspruch aus der Mitte der Mönche erfolgt, so wird er als Novizen-Mitglied durch die Erklärung des Abtes aufgenommen, empfängt gewisse Mönchsgerätschaften wie eine hölzerne Schale, um daraus zu essen, einen Behälter für Tsamba-Mehl, die gewöhnliche Nahrung in Tibet, einen Rosenkranz, noch einige kleine Erinnerungsgeschenke und seinen besonderen Mönchsnamen. Der Aufgenommene muß Gehorsam gegen eine Menge von Klosterregeln geloben; man gebraucht eine Aufnahmeformel, die weit eingehender ist als die alte einfache des südlichen Buddhismus: Ich nehme meine Zuflucht zu dem Buddha, zu der Lehre, zu der Gemeinde. An diese Dreiheit schließt die lamaistische Formel noch eine große Fülle übernatürlicher Wesen an.

Der Novize bekommt nun eingehendere Unterweisung. Sie ist ganz überwiegend praktischer Natur. Zunächst wird er in das sehr mannigfaltige Ritual der regelmäßigen und außerordentlichen Kultübungen eingeführt. Dabei muß er viel auswendig lernen, sich an die zeremonielle Art der Bewegungen gewöhnen, die Handhabung der Instrumente und Utensilien üben, die Einzelheiten über Darbringung von Opfern sich einprägen u. dergl. Auch das Lesen heiliger Texte kommt sehr zur Geltung, nur daß das heilige Wort als etwas rein äußerlich Heiliges, Zauberkräftiges gefaßt wird, dessen Sinn man wenig beachtet. Ferner aber muß der Novize in der ungeheuren Menge von Beschwörungs- und Bannungsriten, die der Lamaismus kennt, und die das Volk immer wieder von dem Mönche verlangt, heimisch werden. Auch gewisse andere Fertigkeiten, z. B. das Malen religiöser Bilder, das Schreiben von Zauberformeln wird den Novizen beigebracht. In vielen größeren Klöstern werden von Zeit zu Zeit durch einen besonders dazu eingesetzten älteren Mönch Prüfungen der Novizen abgehalten, die oft nicht leicht sein sollen.

Solche Schulung des Novizen setzt sich normaler Weise bis mindestens zu seinem zwanzigsten Jahre fort. Dann findet seine volle Ordination als Mönch (Gelong) statt. Sie ist begleitet von einer öffentlichen Prüfung, deren besseres oder geringeres Resultat durch verschiedene Titel der Bestandenen ausgedrückt wird. Die Ordination an sich ist einfach und verläuft ähnlich wie die Aufnahme des Novizen. Sie geschieht vor voller Versammlung der Insassen eines Klosters. Das Gesuch der Novizen um Aufnahme wird von ihren Unterweisern dem Abt vorgetragen, die Novizen müssen ihre Willigkeit zur Übernahme der Mönchspflichten erklären, und wenn kein Einspruch geschieht, werden sie damit Mönche. Den Titel Lama sollen sie eigentlich erst später führen, nachdem sie sich längere Jahre ehrenvoll bewährt haben; doch wird er gewöhnlich auf jeden Vollmönch angewendet.

Von dieser gesetzmäßigen Ausbildung des Mönches gibt es mancherlei Ausnahmen. Novizen, welche die Prüfungen ihrer Klöster nicht bestehen können oder wollen, oder solche

die aus anderen Anlässen mit ihrem Kloster zerfallen, laufen davon und versuchen irgendwo in einem kleineren Kloster anzukommen, wo man es nicht so streng nimmt, oder werden auf eigene Faust unabhängige Lamas, wo der Aberglaube der Leute sie gebraucht. Von den Insassen der großen und berühmten Klöster an bis zu irgend einem Dorflama hin gibt es mancherlei Schattierungen.

Die Kleidung der Mönche ist in Tibet dem Klima entsprechend vollständiger als in den südlichen Ländern. Man trägt Unterzeug, Strümpfe, Fußbekleidung, Beinkleider, über dem allen aber immer, wenn man in vollem Anzug erscheint, die von alter Zeit her vorgeschriebenen drei Gewänder, ein Untergewand, das von einem Gürtel um die Hüften festgehalten wird, ein anliegendes Obergewand mit Ärmeln und darüber den weiten Mönchsmantel, der die linke Schulter bedeckt, die rechte Schulter aber, indem er unter dem rechten Arm durchgeführt wird, freiläßt. Die Farbe der Mönchskleidung ist entweder gelb (gelbbraun) oder rot, je nach der Sekte, zu welcher man gehört. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die hervorragenden Persönlichkeiten, Äbte und Höherstehende, sehr prächtige, reich verzierte Obergewänder und mancherlei Schmuck. Der Unterschied im Aussehen eines hohen kirchlichen Würdenträgers im Kultus und eines geringen Dorflamas ist in der Tat nicht geringer als etwa der eines katholischen Erzbischofs, der die Messe zelebriert, und eines einfachen Bettelmönches. Die feineren Gewänder der Lamas sind von Seide, obwohl das gegen die alte Regel ist. Nur gewöhnliche Kleidung wird aus Wolle hergestellt.

Die Kopfbedeckungen sind sehr mannigfaltig und haben eine gewisse Bedeutung, da sie durch ihre Form und Farbe die verschiedenen Sekten unterscheiden. Man nennt die Hauptgruppen der Sekten Rotmützen, Gelbmützen, Schwarzmützen. Die Formen weisen teils auf nordindischen, teils auf chinesischen und mongolischen Ursprung. Viele haben hinten und an den Seiten lang herabhängende Fortsätze, so daß sie den Hinterkopf und die Ohren schützen. Andere ähneln einer katholischen Bischofsmitra. Die phantastische Form der Kappe erhöht nicht selten beträchtlich den dekorativen Eindruck der vollen Mönchstracht.

Ein Amulettbüchschen oder auch mehrere, ein Behälter für Feder und Tinte, ein Fläschchen mit heiligem Wasser, ein Rosenkranz mit den 108 Kügelchen nebst einem Gebetszylinder vollenden die Ausstattung des tibetanischen Mönches.

Die tägliche Beschäftigung des Mönches hat im Lamaismus besonders dadurch einen ganz andern Charakter als im südlichen Buddhismus, daß es hier regelmäßige gemeinsame kultische Pflichten gibt, während dagegen die Pflicht des Bettelganges völlig in Wegfall gekommen ist. Der Mönch soll sich früh morgens erheben und den Tag mit Gebetsformeln beginnen. Noch vor Sonnenaufgang soll dann der

erste gemeinsame Kultus in der Tempelhalle stattfinden. Glockenschlag und Blasen auf Muschelhörnern geben das Zeichen dazu. Nachdem jeder seine Abwaschung besorgt hat, versammeln sich alle vor dem Haupttor des Tempels, ziehen hinein und nehmen in der Mitte, auf Matten hockend, ihre Sitze ein. Nun folgt ein gemeinsames Rezitieren gewisser Formeln und Anrufungen. Dann wird den Mönchen dort der Morgentee gereicht und zwar von den Novizen. Dabei werden wieder mehrere Gebetsformeln von dem Leiter des Kultus oder von allen gemeinsam gesprochen. Hierauf folgen verschiedene längere Liturgien, von einzelnen oder allen rezitiert. Diese Liturgien sind Preisgesänge zu Ehren gewisser Buddhas, Bôdhisattvas oder Heiligen, Anrufung mächtiger Schutzgeister. Sie umgeben eine sehr wichtige Handlung, die in größeren Klöstern täglich vollzogen wird, nämlich die Darbringung des Mandala-Opfers. Auf einem Brette werden in bestimmter Anordnung für das gesamte Universum nach der Vorstellung der buddhistischen Kosmogonie Opfergaben in Gestalt einiger Reiskörner niedergelegt, während in der Mitte eine Art Reispagode thront, welche den Berg Meru, den Mittelpunkt des Weltalls darstellen soll. Indem für all die einzelnen Teile und Gegenden des Universums (im ganzen 38) die Gaben auf dem Brett innerhalb eines heiligen Kreises niedergelegt werden, wird zu jeder Gabe eine kurze Darbringungsformel gesprochen. Der Frühkultus dauert ziemlich lange und wird durch Darreichung von Tee unterbrochen. Nach seiner Beendigung ziehen sich die Mönche in ihre Zellen zurück. Es wird erwartet, daß sie dort ihre besonderen Schutzgötter anrufen, vor allem aber auch den Aufgang der Sonne mit gewissen Gebeten feiern. Um 9 Uhr findet der zweite Kultus statt. Er ist insbesondere den Schutzgottheiten (den Dämonenfürsten) gewidmet. Ein dritter gemeinsamer Kultus wird um Mittag vollzogen, ein vierter gegen 3 Uhr nachmittags und der fünfte am Abend um 6 oder 7 Uhr. Doch nicht alle Klöster sind rigoros genug, um jede dieser Kultzeiten zu beobachten, viele begnügen sich mit vier oder drei Feiern. Ebenso wenig nimmt man es so streng, daß jeder Mönch zu jedem der Dienste anwesend sein müßte; die älteren und angeseheneren können sich davon dispensieren und finden oft eine Entschuldigung.

Während aller Kultübungen wird von den Novizen Tee dargereicht. Größere Mahlzeiten finden außerdem dreimal am Tage statt, die erste nach dem Frühkultus, die zweite um Mittag, die dritte am Abend nach der letzten Feier. Fleisch wird von den gewöhnlichen Mönchen durchaus nicht gemieden, sondern, so häufig sich Gelegenheit bietet, gegessen, besonders das Fleisch des Yack, des bekannten tibetanischen Ochsen, und Schaffleisch. Ziegenfleisch ißt man weniger gern. Geflügel und Fisch sind in manchen Sekten überhaupt verboten. Lamas, welche nach dem Rufe besonderer Heiligkeit streben,

unterlassen das Fleischessen übrigens auch wohl gänzlich. Von der Beschränkung der Mahlzeiten auf den Vormittag weiß man im Lamaismus nichts.

Neben den gewöhnlichen Kultusübungen gibt es eine Menge außerordentlicher, sei es für besondere Festtage, sei es, daß Laien für irgend welche Zwecke einen besonderen Kultus wünschen. Alle diese heiligen Handlungen bestehen im wesentlichen aus dem Sprechen von Gebeten oder Anrufungsformeln, aus dem Darbringen von Gaben, wie Reis, Wasser, Kuchen, Blumen, Weihrauch, Lampen, aber auch Fleischgerichten, ferner aus der Wiederholung gewisser Zaubersegen und einer lärmenden Musik. Manche der von Laien bestellten Kulte werden im Tempel vorgenommen, andere aber auch in der Wohnung der Laien. Die einfachste Leistung, welche der Mönch für die Laien zu vollziehen hat, ist, daß er in ihren Häusern heilige Schriften verliest. Das heilige Wort gilt für so wirkungsvoll, daß schon das Rezitieren der Texte Gefahren beseitigt und Dämonen bannt. Daher werden die Mönche vielfach zu den Laien gerufen, um dort, natürlich gegen Geld oder Geldeswert, Stunde auf Stunde in eintönigem Gemurmel das heilige Wort herzusagen.

Derart sind die religiösen Beschäftigungen für den Mönch. Daneben her laufen weltliche. Die meisten Klöster, selbst wenn sie nicht so sehr groß sind, bringen doch allerlei häusliche Arbeit, allerlei Aufgaben der Verwaltung und Instandhaltung mit sich. Bei bedeutenden Klöstern bestehen feste Ämter, die jährlich an die einzelnen Mönche neu verteilt werden, so das Amt des Schatzmeisters, Verwalters, Sittenaufsehers, Gastwarts, Wasserbesorgers, Schriftführers u. dergl. m. Abgesehen von den notwendigen Klosterämtern aber betreiben die Mönche noch allerlei weltliche Angelegenheiten, welche mit dem Kloster nichts zu tun haben. Es gibt eben wenig Vorgänge in Tibet, an denen nicht ein Mönch beteiligt wäre, und häufig ist es keine ehrenvolle Beteiligung. Mit Handel und Wandel befassen sie sich sehr viel, machen die einträglichsten Geldgeschäfte und wissen ihren Vorteil überall wahrzunehmen.

Natürlich sind auch die meisten Klöster als solche reich oder wohlhabend. Sie besitzen viel Grund und Boden, den sie teils verpachten, teils durch Laien, welche sie in ihren Dienst nehmen, bestellen. Sodann kommt durch freiwillige Gaben, durch Opfer der Tempelbesucher, durch Verkauf der unzähligen Zauberzettel, Bilder und Horoskope, welche die Mönche stellen, viel Vermögen ins Kloster. Ein- oder zweimal im Jahre machen sich auch eine Anzahl der Mönche auf und besuchen Dörfer und Ansiedelungen, um Abgaben für das Kloster zu erbetteln, vor allem Korn, Butter, Fleisch und lebende Tiere. Gewöhnlich geschieht das zur Erntezeit.

In den größeren Klöstern wird über die jüngeren Mönche und die Novizen eine strenge Zucht geübt. Vergehungen

gegen die Klosterregel sollen von jedem, der sie erfährt, mitgeteilt werden. Es ist ein besonderes Richteramt für solche Fälle da, dem bestimmte Mönche als Ausführer der Strafe zugeordnet sind. Schwere Vergehen, etwa ein Mord, Diebstahl oder Vergehen am Heiligtum, werden hart geahndet mit körperlicher Züchtigung, die bis zum Tode führen kann. Leichtere Vergehen ziehen eine kleinere Zahl von Stockschlägen oder gewisse Bußarbeiten nach sich. Doch werden manche offenkundige Versündigungen garnicht geahndet, weil sie so allgemein sind. Besonders das Trinken geistiger Getränke und die Übertretung des Keuschheitsgelübdes ist hier zu nennen. Den Genuß geistiger Getränke straft man nur, wenn er sehr ausartet. Dagegen sieht niemand etwas Verkehrtes in dem Trinken des von den Tibetanern allgemein gebrauten Bieres, wenn es mäßig geschieht. Vor allem aber ist es dem Lamaismus unmöglich gewesen, das Keuschheitsgelübde aufrecht zu erhalten. Es ist sogar allein die reformierte Sekte der Gelugpa, welche überhaupt dies Gelübde ihren Angehörigen noch auflegt. Alle anderen Richtungen verlangen die Keuschheit nicht von ihren Mitgliedern. Wer sie hält, tut es freiwillig und genießt deswegen besonderes Ansehen. Aber viele leben mit Weibern, ohne daß man es ihnen als unerlaubt vorhielte. Mehr oder weniger heimlich wird das Keuschheitsgelübde auch von vielen Mönchen der strengeren Gelugpa-Richtung übertreten.

Die heiligen Schriften.

Seinen Kanon besitzt der Lamaismus in tibetanischer Sprache. Es sind genaue Übersetzungen der alten indischen Texte, fast alle aus dem Sanscrit angefertigt, das die Sprache der Mahâyâna-Schule ist (Buddhismus I S. 43); einige Bücher sind auch original tibetanisch, wenige aus dem Chinesischen übersetzt. Der Kanon trägt den Namen Kandschur (die übersetzte Lehre). Neben ihm ist aber gleichfalls sehr wichtig die Sammlung der allgemeingültigen Kommentare zu dem heiligen Text, Tandschur genannt. Der heilige Kanon wird entweder gedruckt oder abgeschrieben. Die geschriebenen Exemplare sind die wertvolleren, sie werden oft mit viel Aufwand von Geschicklichkeit und Kosten hergestellt, die Buchstaben in Gold- oder Silberschrift, an den Seiten hübsche bunte Miniaturen. Die Druckweise ist primitiv, der chinesischen nachgebildet. Man druckt von Holzblöcken, in die der Text eingeschnitten ist. Ob nun aber gedruckt oder geschrieben, so zeigen die Schriften immer noch die alte

Form der indischen Palmblattmanuskripte, indem jedes Blatt, etwa dreimal so breit als hoch, auf beiden Seiten beschrieben, lose für sich ist und mit all den andern, welche zu einer Abhandlung gehören, zwischen zwei Holzdeckel gefaßt wird. Solcher „Bände" umfaßt der ganze Kandschur 108. Die Zahl 108, welche uns schon bei der Zahl der Kugeln des Rosenkranzes und bei der Einteilung der Fußsohle des Buddha begegnete, hat im Buddhismus eine besondere Bedeutung, die noch öfter hervortritt. Einige Forscher haben gemeint, sie auf einen rein rechnerischen Kalkul zurückführen zu dürfen: $1 \times 2 \times 2 \times 3 \times 3 \times 3 = 108$. Eingeteilt wird er wie der südliche Kanon in die drei Abteilungen: Vinaya (Dulwa), Sûtra (Dô) und Abidharma (Tschosnonpa.) — Das den Kanon begleitende Kommentarwerk Tandschur besteht aus 225 Bänden. Außer wirklichen Erläuterungen zu den heiligen Texten enthält es viele Werke, welche der Beschwörungskunst dienen, und auch einige Abhandlungen mehr philologischer, rhetorischer und grammatischer Art. —

Die heiligen Schriften werden im Lamaismus auf das höchste geschätzt; sie empfangen fast göttliche Verehrung. Man geht außerordentlich sorgfältig mit ihnen um, sie gehören in den Tempel, bekommen dort Weihrauch und Kerzen oder Lämpchen dargebracht, und es würde roh und gottlos erscheinen, wenn jemand etwa ein Blatt auf den Boden fallen ließe oder es gar mit dem Fuße berührte.

Die Sekten.

Der Lamaismus hat sich in eine Menge von Richtungen zerteilt. Dieselben wurden durch angesehene Lehrer hervorgerufen, die von Zeit zu Zeit versuchten, die vielen wilden Schößlinge der frei und wunderlich wuchernden Religion durch eine Reform zu beseitigen. Keine der Reformen gelangte zu allgemeiner Herrschaft, und die Zersplitterung wurde nur immer größer. Der erste solcher Reformversuche ist durch Atisa gemacht. (Buddhismus I, S. 59.) Die von ihm ausgehende Richtung, Kadampa genannt, erhielt einen neuen Reformator in dem berühmten Tson Kapa und wurde von da an als Gelugpa bezeichnet. Diese Sekte ist bei weitem die stärkste und angesehenste in ganz Tibet. Neben ihr sind zu-

nächst einige andere Reformrichtungen zu nennen, die Kargyupa, hervorgerufen von einem Lama des 11. Jahrhunderts, und die Saskyapa, gleichfalls im 11. Jahrhundert entstanden. Unterabteilungen dieser Richtungen und kleinere Sekten haben sich noch zahlreich gebildet. Außer diesen Reformrichtungen bestehen nun aber auch noch Klöster nicht reformierter Observanz von der ältesten Zeit her. Sie werden Ninmapa benannt.

Die Punkte, worin diese Richtungen sich unterscheiden, sind teils dogmatische Vorstellungen, teils praktische Verschiedenheiten, teils auch der Anschluß an eine bestimmte Reihe von Heiligen, die als Überlieferer der richtigen Lehre gelten, und die Verehrung besonderer Schutzgötter.

1. Die Gelugpa-Richtung verehrt hauptsächlich ihren Stifter, Tson Kapa, welchen sie höher als den ersten Gründer des Lamaismus, Padma Sambhava, und auch als den älteren Reformator, Atisa, stellt. In den Tempeln hat Tson Kapa gewöhnlich einen der Ehrenplätze in der Mitte des Hintergrundes, etwa neben einem Buddha und einem Bôdhisattva. Tson Kapa, der seine Lehre durch direkte Überlieferung von Atisa her und durch diesen von den Hauptlehrern des indischen Mahâyâna erhalten haben soll, bemühte sich, in der Disziplin die ursprünglichen strengeren Lebensregeln wieder herzustellen: einfache, aus Lumpen zusammengesetzte Kleidung, erbettelte Nahrung, strenge Zurückgezogenheit während der Was-Monate, Ernst der Meditation u. dergl. Auf der andern Seite bildete er einen reichen, festgeregelten Kultus aus. Diese letztere Bestrebung verdankt ihre Anregung vielleicht der Berührung mit römisch-katholischem Christentum. Tson Kapa stammte aus dem nordwestlichen China (er war aus Kumbum gebürtig, einem berühmten Kloster an der chinesischen Grenze) und lebte im 15. Jahrhundert, also in einer Zeit, wo Zentralasien und China längst von katholischen Missionaren erreicht war. Die Strenge der Lebensführung, die der Stifter anregte, ist in der Richtung bald wieder gemildert; immerhin zeichnet sich die Gelugpa-Sekte noch heute durch die kräftigste Zucht aus, wie sie allein ja auch an dem Gesetze des Zölibats festhält. Die Ausprägung ritueller Kultübungen hat dauernde Bedeutung gewonnen und sich auch auf die übrigen Sekten fortgepflanzt. — Die Gelugpa-Mönche verehren einen Ur-Buddha, Adi-Buddha, und zwar haben sie diese höchste Stellung einer phantastischen Gottheit Wadschradhara gegeben. Den Ursprung ihrer besonderen Lehre und Einrichtungen verknüpfen sie mit dem Bôdhisattva Maitreya, dem künftigen Buddha, welcher ihre Lehrer besonders inspiriert haben soll. Doch auch mit dem Bôdhisattva Mandschuschri fühlen sie sich in besonderer Verbindung. Die Gelugpa-Mönche bekamen von ihrem Gründer eine besondere Form der Kopfbedeckung, und zwar in gelber Farbe. Auch für das Obergewand bestimmte er die (ursprüngliche) gelbe

Farbe, während sonst damals allgemein ein dunkles Rot Farbe der Mützen wie der Gewänder war. So ist die gelbe Farbe das unterscheidende Kennzeichen der Gelugpa-Richtung bis auf den heutigen Tag geblieben.

2. Die Kargyupa-Lamas verehren denselben Adi-Buddha wie die vorige Richtung. Aber sie setzen sich in eine engere Beziehung zu ihm, indem sie ihre Überlieferungen als direkt von ihm, nicht von Maitrêya oder einem andern Bôdhisattva ausgegangen ansehen. Ihr Stifter ist ein Lama Marpa, aber ihr am meisten verehrter Heiliger ist der unter allen Tibetanern bekannte Lama Mila-räpa. Er gilt als ein besonderer Dämonenbanner. Sein Bild, wie er in beschwörender Haltung, als ein indischer Mönch gekleidet, dasitzt, um ihn herum allerlei bunte Szenen aus seiner Legende, die häufig erzählt wird, ziert die Wand jedes größeren Klosters seiner Anhänger. Die Kargyupa-Sekte zeichnete sich anfänglich dadurch aus, daß man die Meditation nicht in Klöstern übte, sondern sich dafür in einsame Höhlen oder sonst in die Wildnis zurückzog, wo man längere Zeit einsiedlerisch lebte. Auch war eine besondere Methode der Meditation vorgeschrieben. Von der einsiedlerischen Neigung ist man aber mit der Zeit zurückgekommen.

3. Die Saskya-Richtung verehrt als ihren besonderen Patron den Bôdhisattva Mandschuschri. Von ihm wird in einer Traditionslinie, die mit nordindischen Weisen beginnt, die besondere Überlieferung ihrer Anhänger hergeleitet. Diese Sonderüberlieferung bezieht sich vor allem auf Zauberformeln. Im Zaubern ist die Saskya-Sekte stärker als andere und hat dadurch in früheren Jahrhunderten auch ganz überwiegenden Einfluß gewonnen, der aber neuerdings sehr zurückgegangen ist. Die Saskya-Mönche tragen rote Kappen und Obergewänder.

4. Die Ninmapa-Richtung. Der ursprüngliche Lamaismus, der keine der aufkommenden Reformen anerkannt hat, wird mit dieser Bezeichnung zusammengefaßt. Natürlich ist der höchste Heilige hier der älteste Begründer des Lamaismus, Padma Sambhava, neben dem eine Anzahl seiner Schüler stehen. Als Adi-Buddha betrachten die Ninmapa-Mönche den Samantabhadra. In den Ninmapa-Sekten hat sich am meisten von der alttibetanischen Bon-Religion erhalten. Die Anhänger dieser Richtung tragen rote Mützen und rotes Gewand. Einige ihrer Sonderabteilungen, die stärker als die andern die alte Bon-Lehre hochhalten, zeichnen sich durch eine schwarze Kopfbedeckung aus,

Jede dieser Sekten hat eine besondere Art der Haltung bei Meditationen, welche einen eigenen Namen trägt, sowie ein besonderes Beschwörungswort (Tantra), woran sie kenntlich sind. Von den untergeordneten Sekten verdienen die Karmapa- und die Dugpa-Schule als zwei Abteilungen der Kargyupa, die für sich eine gewisse Bedeutung haben, wenig-

stens mit Namen erwähnt zu werden. Im ganzen pflegen die Lamas achtzehn verschiedene Sekten ihrer Religion aufzuzählen. Doch ist diese Zahl vielleicht eine künstliche, derjenigen der achtzehn altindischen Sekten (s. Buddhismus I, S. 30) nachgebildet. —

Die Hierarchie.

Der merkwürdigste Zug des Lamaismus, welcher von jeher besonders die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, ist die hierarchische Ausgestaltung dieses Mönchtums, die in dem Dalai-Lama von Lhassa ihrer letzte Spitze gefunden hat. Die wichtigsten historischen Daten zur Entstehung dieser Hierarchie sind früher gegegeben. (Buddhismus I, S. 59.) Werfen wir hier einen Blick auf das ganze System, wie es sich heute darbietet.

In der ganzen Reihenfolge hierarchischer Stufen sind zwei wesentlich verschiedene Abteilungen zu unterscheiden. Die eine (niedere) Abteilung umfaßt die verschiedenen Grade kirchlichen Standes, die andere (höhere) Abteilung umschließt die verschiedenen Stufen der Inkarnationen göttlicher Wesen in besonders heiligen Persönlichkeiten.

Die Grade des kirchlichen Standes beginnen mit dem Novizen (Getsul). Dann kommt der Vollmönch (Gelong), danach der Abt (Kanpo), dem ein Kloster untersteht. Die Mönche eines größeren Klosters stehen auch untereinander in verschiedener Rangordnung, je nach den mehr oder weniger ehrenvollen Ämtern, die ihnen überwiesen werden. Auch gibt die bei den Prüfungen bewiesene Ausbildung gewisse Grade, während andere von den höchsten Würdenträgern verliehen werden können. Die auf diese Weise Ausgezeichneten oder sonst besonders tüchtige Äbte bekommen die Oberaufsicht über einen größeren Bezirk und haben das Recht der Visitation in den ihnen unterstellten Klöstern.

Außer diesen durch die Organisation von selbst sich ergebenden Stellungen hat der Lamaismus nun höhere Grade, welche durch die Idee der Inkarnation gebildet werden. Es wird nämlich angenommen, daß

früher verstorbene heilige Persönlichkeiten sich in gewissen Lamas wieder verkörpern. Die niedrigste Stufe dieser Art repräsentiert der Kuso, ein Abt eines angesehneren Klosters, der als Wiederverkörperung eines früheren lamaistischen Lehrers oder Heiligen betrachtet wird. Höher stehen die Tulku, welche als Reinkarnationen alter indischer Heiligen des Buddhismus gelten. Am höchsten stehen eine Reihe der angesehensten Großlamas, in denen ein Bôdhisattva sich wieder verkörpert. Unter diesen letzteren ist der berühmteste der Dalai-Lama in Lhassa.

Interessant ist die Methode, wie man sich bei dem Tode einer solchen Inkarnation ihres Nachfolgers versichert. Sie sei hier mit besonderer Beziehung auf den Dalai-Lama von Lhassa geschildert.

Es wird angenommen, daß jenes göttliche Wesen, welches in dem kirchlichen Würdenträger verkörpert war, also bei dem Dalai-Lama der Bôdhisattva Avalokita, sich einige Tage nach dem Tode des bisherigen Trägers wieder verkörpert. Man erkundigt sich deshalb durch ganz Tibet hin nach Kindern, die um diese Zeit unter auffallenden Wunderzeichen geboren seien. Dies letztere gilt für unumgänglich, denn ein neuverkörperter Bôdhisattva wird immer unter sonderbaren Begleitumständen geboren. Derartige Wunder werden auch immer leicht von hier oder dort berichtet. Natürlich müssen Zeugen dafür aufzustellen sein. Oft sind es Himmelsphänomene, vielleicht natürlicher Art, aber vor den Augen des Aberglaubens vergrößert. Oder es ist irgend ein Phänomen in einem Teiche oder Flusse, ein unerklärliches Licht (St. Elmsfeuer), ein besonderer Donner, ein eigentümliches Zeichen am Körper des Kindes. Auch wird wohl berichtet, man habe das Kind bald nach der Geburt mit gekreuzten Beinen in der Meditationshaltung des Buddha sitzen gefunden, und als man ihm dann einen Rosenkranz in die Hände gegeben, habe es den Anschein gehabt, als rezitiere das Kind still für sich bestimmte Gebete. Je mehr merkwürdige Zeichen man für ein Kind anführen kann, desto besser. Es findet sich immer eine größere Zahl von Aspiranten. Doch wird von vornherein unter ihnen nach gewissen praktischen Gesichtspunkten[1]) eine

[1]) Man nimmt z. B. nicht gern Kinder aus sehr angesehenen Familien, damit die Angehörigen durch die Würde des Kindes nicht zu große Macht bekommen, sondern zieht arme Bauernfamilien ohne irgend welchen Einfluß vor. Auch die Gegend spielt eine Rolle: die China näher liegenden Gebiete werden lieber gewählt.

engere Auswahl getroffen, daß etwa drei oder vier in Frage kommen. Mit diesen wird nun zunächst eine eigentümliche Probe vorgenommen. Man stellt oder legt nämlich vor sie hin eine Reihe von Gegenständen des verstorbenen Dalai Lama, etwa ein von ihm besonders verehrtes Buddhabild, eine Glocke, eine Handtrommel, und zwar jedes Stück zusammen mit einer genauen Nachahmung. Das Kind muß nun das echte Stück ergreifen und damit zeigen, daß der ihm innewohnende Bôdhisattva den richtigen Gegenstand wieder erkennt. Die Kinder, welche diese Probe mit Erfolg bestanden haben, müssen danach das Los unter sich entscheiden lassen. Unter großen Feierlichkeiten wird auf dem Berge Potala in Lhassa in dem Hauptheiligtum aus einer goldenen Vase von den verschiedenen versiegelten Namen einer hervorgezogen, der dann als der richtige gilt. An all den Maßregeln und Akten, die nötig sind, nehmen außer den höchsten Würdenträgern des Lamaismus immer mehrere Abgesandte des chinesischen Kaisers und vor allem dessen Statthalter in Lhassa, der sogen. Amban, teil; der Amban ist es, welcher das Los aus der Urne zu ziehen hat. Auch wird vorher der chinesische Kaiser aufs genaueste von allem unterrichtet und muß zu jedem Schritte seine Genehmigung geben. Darin kommt die Unterordnung des Dalai-Lama unter Peking zum deutlichen Ausdruck.

Das Kind wird mit seinen Eltern, welche für Zeit ihres Lebens in Lhassa eine Wohnung und Versorgung nebst einem hohen Titel bekommen, nach seinem Bestimmungsorte gebracht und gebührend auferzogen. Erst mit achtzehn Jahren wird der Dalai-Lama selbständig; bis dahin steht er unter dem „Regenten", einem der höchsten Lamas aus der Gegend von Lhassa.

Nächst dem Dalai-Lama sind die einflußreichsten Verkörperungen von Bôdhisattvas der Großlama des Klosters Taschi Lhumpo bei Schigatze in Westtibet, der sogen. Pantchen Erdeni; ferner der mongolische Großlama in Urga, welcher den Titel Dschetsum Dampa führt; sodann der oberste Lama der Saskya-Sekte und der Großlama von Bhotân. Bemerkenswert dürfte sein, daß unter den berühmten Inkarnationen des Lamaismus sich auch ein weibliches Wesen befindet. Das ist die Äbtissin eines großen Nonnenklosters (mit dem übrigens ein Mönchskloster verbunden ist) Samding, unweit des heiligen Yamdok-Sees, südlich von Lhassa. Sie gilt als Verkörperung eines ursprünglich indischen, jetzt zum buddhistischen Bôdhisattva erhobenen Gottes Wadschra-warahî, und führt den Titel Dordsche Pagmo.

Die Zahl der Klöster in Tibet soll über 3000 betragen, von denen die größten gegen 10000 Mönche zählen sollen. Alle andern überragt an Bedeutung und Heiligkeit das „Haus des Herrn" (Dschowo Kang oder Dscho Kang) in Lhassa, der

Tempel des Dalai Lama[1]). Die ganze heilige Residenz in Lhassa führt den Namen Potala. Es ist ein Hügel, imponierend über der grünen Ebene der Stadt aufsteigend und ganz und gar bedeckt mit den kräftigen, gewaltigen Massen tibetanischer Klosterbauten, deren grandiose Mauern, aus Granitquadern erbaut und mit Weiß und Rot übermalt, von zahllosen Fensterreihen durchbrochen, mit breiten, sich hin- und herwindenden Treppenaufgängen und flachen Dächern, auch für europäische Augen einen überaus eindrucksvollen Anblick bieten. Über die flachen Dächer der übrigen Gebäude des Hügels erheben sich die vergoldeten, chinesisch geformten Dächer des Dscho Kang, des Tempels für den Dalai Lama. Dies höchste Heiligtum der hochasiatischen Welt liegt gesondert von den übrigen Gebäuden des heiligen Hügels. Ihm gilt im strengen Sinne der Name Lhassa (Stätte der Gottheit), der nur in erweiterter Bedeutung auf die Stadt angewendet ist. In dem Dscho Kang steht das berühmte, schwer vergoldete Bild des Buddha Gautama, welches eine chinesische Prinzessin im siebenten Jahrhundert n. Chr., als sie Gemahlin des Sron Tsan Gampo wurde, von Peking hierher brachte, nachdem es vor Zeiten von Indien her dem chinesischen Kaiser zum Geschenk gemacht war. Zum ersten Male seit Jahrhunderten, wenn nicht seit jeher, sahen die Blicke von Europäern bei der neuesten englischen Expedition dies Bild und die ganze Stätte, welche immer für ebenso urheilig wie allen Fremden unzugänglich gegolten hatte. — Aber auch Taschi Lhumpo, der Tempel des Pantchen Erdeni, gilt nicht viel geringer als der von Lhassa. Andere angesehene Klöster von Zentral-Tibet sind Galdan (in welchem Tson Kapa begraben liegen soll) im Osten von Lhassa, Depung und Serra, westlich und nördlich von der Hauptstadt, Saskya (der Ursprungsort der gleichnamigen Sekte) im Südwesten von Schigatse.

Die Volksreligion.

Wie sieht es nun in dem Volke aus, über welches sich solch ein mönchisch-hierarchisches Netz ausgespannt hat?

Es ist keine Frage, daß der Buddhismus das Volk von Tibet aus einem wilden und rohen Zustande auf ein gewisses höheres Niveau gehoben hat. Die völlig kultur- und geschichtslosen Horden des alten Tibet bekamen durch diese Religion einen geistigen Zusammen-

[1]) Eine eingehende Beschreibung von Lhassa und seinen Heiligtümern haben wir neuerdings durch die englische Expedition bekommen: Perceval Landon, Lhasa, 2 Bände, London, 1905.

ſchluß, ſowohl untereinander als mit der übrigen Welt (mit Indien und China), ſie traten in eine geſchichtliche Kontinuität ein, ſie erhielten auch eine gewiſſe perſönliche Erziehung, ſowohl nach der techniſchen und induſtriellen wie nach der geiſtigen Seite hin. Indiſche Ziviliſation drang in das Land und nahm die primitiven Bergſtämme in ihre Schule, lehrte ſie Tempel bauen und allerlei Geräte herſtellen, faßte ihre Sprache in eine dem Sanscrit entlehnte Schrift, ſiedelte ſie in Städten zuſammen und entwickelte den Handel. Auch das ſittliche Empfinden wurde durch die Berührung mit dem Sittlichkeitsideal des Buddha Gautama ein anderes. Die vielen Züge von Gutmütigkeit und Freundlichkeit, welche ein Reiſender heute im Verkehr mit dem einfachen tibetaniſchen Volke erproben kann, ſolange er ſich angemeſſen benimmt und keine abnormen Störungen eintreten, ſind vielleicht zum Teil auf Rechnung buddhiſtiſchen Einfluſſes zu ſchreiben, wenn man auch bei ſolchem Urteil recht vorſichtig ſein ſollte, da wir über den urſprünglichen Volkscharakter vor der Zeit des Buddhismus nichts wiſſen. Jedenfalls iſt heute alles ſittliche Empfinden buddhiſtiſch umgefärbt. Der Buddhismus hat dem Volke alſo in vieler Hinſicht ſeinen Halt, ſein Rückgrat gegeben. Aber wie weit hat er es damit in den zehn bis elf Jahrhunderten ſeiner Herrſchaft zu heben vermocht?

Von den höheren buddhiſtiſchen Ideen iſt es nur diejenige der jenſeitigen Vergeltung [1]), welche den Tibetaner erfaßt und durchdrungen hat. Die Vorſtellung von der nach dem ſittlichen Fazit der Lebensführung bedingten Seelenwanderung iſt allen geläufig und dient oft zur Erklärung von Leiden, auffallenden Ereigniſſen und Schickſalen. Aber es iſt hier wirklich der Glaube an eine Wanderung der Seele. Jene metaphyſiſche Sineſſe des urſprünglichen Buddhismus, daß es keine Seele gebe, verſteht der populäre Lamaismus ſo wenig

[1]) Man muß die buddhistische Vergeltung eine jenseitige (transzendente) nennen, weil ihre Begründung auf überirdischen Annahmen, nicht auf unserer Beobachtung beruht, wenn auch kein „Gott“ zum Träger der Idee gemacht wird.

wie der Volksbuddhismus irgend eines Landes. Die Seele wandert. Der Umkreis ihrer Wanderung ist gegeben in den sechs Abteilungen der Welt: da sind die Himmel, da ist die Stätte übermenschlicher, halbgöttlicher Wesen, da ist die Tierwelt, da sind die Höllen, da sind die Behausungen gewisser geplagter Geister (Gespenster), da ist endlich das Menschenleben, jede dieser Weltklassen mit einer Fülle von Abstufungen der Lose. Vor allem stehen eindrucksvoll vor der Seele die Wiedergeburten in den Himmeln oder in den Höllen. Die verschiedenen Himmel des buddhistischen Lehrsystems (die sechs Himmel der Dewas, die sechzehn des Brahma und die vier höchsten Himmel der Formlosigkeit, worüber dann noch der Himmel der fünf hohen Buddhas und der allerhöchste des Adibuddha sich erhebt) fließen für das Volksempfinden zusammen und werden gewöhnlich einfach als das Paradies des Amitabha vorgestellt. Mit schrecklichen Schauern werden die Höllen ausgemalt, durch Wort wie Bild, besonders die großen acht heißen und acht kalten Höllen. Der Wunsch, die Seele vor den Höllen zu erretten und dem Paradiese zuzuführen, ist der eine große Hebel der lamaistischen Frömmigkeit. Der andere, noch viel wirksamere Hebel ist die Furcht vor bösen Geistern.

Die Angst vor gefährlichen und schauerlichen Dämonen herrscht in einem ganz ungewöhnlichen Maße. Jedenfalls hängt das zusammen mit den Schauern der Natur, welche den Tibetaner umgeben. Diese schwarzen Bergschlünde und wilden Zacken, diese öden, unheimlichen Plateaus und Sumpfgegenden, diese Schneegipfel und Gletscher, diese Trümmerfelder, diese eisigen und so riesenhaft starken Sturmgewalten, Bergrutsche, Lawinen, Donnerwetter, auch Erdbeben, welch letztere im östlichen Tibet nicht selten sind, dergleichen war ein fruchtbarer Nährboden für die abergläubische Phantasie. Aber gerade der Buddhismus hat diese Neigung erhalten und gestärkt. Er hat System hineingebracht. Er kam mit einem gewaltigen Apparat von Gottheiten, Zaubermitteln und Beschwörungsmethoden der Mahâyâna-Lehre von Nordindien herauf, und dieser Apparat hat sich mit dem

in Tibet schon vorher existierenden Aberglauben so verbunden, daß man nicht recht weiß, wer Sieger und wer Besiegter ist.

Fast alles, was der einfache Mann von seinem Lamaismus verlangt, ist Zauber, Zauber gegen gefährdende Mächte. Der gewöhnlichste und verbreitetste Zauber ist das Wort. Es wird in unübersehbar vielen Formen wirksam gemacht.

Die Verlesung von Abschnitten des heiligen Kanons ist die einfachste Methode, den Zauber des Wortes zu entfesseln. Dazu entbietet man die Mönche, welche allein lesen können, in die Häuser. Nicht alle Abschnitte der heiligen Schrift sind gleich kräftig, und nicht jeder Abschnitt eignet sich für jeden Anlaß. Der Mönch aber kennt dies Gebiet und weiß zu wählen. – In verkürzter, gewissermaßen konzentrierter Form wird die Zauberkraft des Wortes in besonderen heiligen Formeln verwendet. Unter ihnen ist die bekannteste das berühmte Om mani padme hûm! wörtlich zu übersetzen: Om, das Juwel ist im Lotos, Hûm! Anfang und Ende sind eine Interjektion. Diese Formel ist das besondere Weihewort des Bôdhisattva Avalokita (Padmapani), welcher das westliche Paradies beherrscht. Das Sprechen dieser Formel zieht nicht nur die Hilfe des mächtigen Bôdhisattva für alle möglichen irdischen Nöte herbei, sondern verhilft auch dem fleißigen Beter zum Eingang in jenes Paradies. Die Formel wird darum in den höchsten Tönen gepriesen als alles Glück, Wissen, Können umschließend. Sie wird mit allerlei mystischen Auslegungen und Beziehungen umkleidet: die sechs Silben repräsentieren die sechs Abteilungen der Welt, jede hat ihre besondere ihr zugeordnete Farbe usw. Außer dieser bekanntesten Formel gibt es nun noch viele ähnliche. Man muß aber vertraut sein mit ihrer richtigen Anwendung. Nicht nur daß jede ihre bestimmte Gottheit hat, es ist auch z. B. nicht gleichgültig, mit was für einem Rosenkranz man die eine oder andere betet. Einige verlangen, um wirksam zu sein, einen aus Menschenknochen hergestellten Rosenkranz, andere einen solchen aus Korallen, andere wieder einen andern. –

Man spricht aber die heiligen Formeln nicht nur, sondern sie tun auch schon geschrieben ihre Wirkung. Daher die ungeheure Menge von Zauberzetteln, den sog. Mantra oder Dhâranî im Lamaismus. (Die Dhâranî sind längere, wirkliche Sprüche. Die Mantra sind kürzer, oft nur ein Wort oder ein Buchstabe, mehrfach wiederholt und verschlungen.) Die meisten sind wie die vorhin genannte Formel aus Sanscrit-Wörtern gebildet, den gewöhnlichen Leuten völlig unverständlich, oft nur einige Götternamen mit begleitenden Ausrufen. Man klebt solche Sprüche an die Wand oder trägt sie bei sich. Bei Krankheiten verzehrt der Leidende wohl auch einen solchen Zauberzettel, sei es für sich, sei es vermischt mit anderen Ingredienzien. Auch läßt man den Zauber sich in einem heiligen Spiegel, wie sie in den Tempeln häufig sind, widerspiegeln, wäscht dabei den Spiegel mit einer Flüssigkeit über, und diese, welche dann den Geist der Formel in sich aufgenommen hat, wird von dem Patienten getrunken. Die am Körper getragenen Dhâranî pflegt man in einem Amulettkästchen zu bergen, zusammen mit einigen Fäden oder Lappen vom Gewande eines heiligen Mannes, einigen Reiskörnern von einem großen Opfer oder sonst ehrwürdigen Dingen. Solche Amulettkästchen bemerkt man an jedem Tibetaner. Sie hängen um den Hals oder am Gürtel und werden aufs sorgfältigste behütet.

Eine andere Methode, den Schutz der Zauberworte zu entfalten, besteht darin, daß man sie auf Zeuglappen schreibt und diese als Flaggen flattern läßt. Solche sog. Gebetsflaggen sind im Lamaismus ungeheuer häufig, von den ärmlichsten, wo nur ein Stück Papier mit einem kurzen Wort beschrieben ist, bis zu sehr kostbaren, auf Seide gedruckten, die eine lange, detaillierte Beschwörung enthalten. Am Eingang jedes lamaistischen Klosters, in der Nähe von Pagoden, in den Tempeln, auf den Altären, aber auch auf den Dächern der Wohnhäuser, an Wegen, überall stößt man auf diese Gebetsflaggen.

Die sonderbarste Weise aber, den Zauber des Wortes sich dienstbar zu machen, sind die sog. Gebets-

Zylinder (unrichtig wohl Gebetsräder oder Gebetsmühlen genannt). Die heilige Formel oder auch eine Anzahl von ihnen wird auf einen langen Streifen Papier gedruckt, dieser um einen Zylinder gewickelt, letzterer mit einer Kapsel verschlossen und durch eine Stange, um welche er sich als Achse dreht, an einem Handgriff oder in einem Gehäuse befestigt. Jede Umdrehung des Zylinders setzt das zauberkräftige Wort in Bewegung und bringt seinen heilsamen Einfluß zur Geltung. Solche Gebetszylinder tragen die Tibetaner in der Hand und schwingen sie mechanisch, während sie sich unterhalten oder sonst etwas tun; sie sind gewiß, daß sie damit gute Verdienste ansammeln und sich unter den Schutz des heiligen Wortes stellen. Ja, man hat einfach Naturkräfte in seinen Dienst genommen, um die Drehung des Zylinders zu bewirken, und läßt den Wind oder die Strömung eines Baches daran arbeiten. Aber auch durch solche völlig unpersönliche und tote Behandlung wird dem heiligen Worte eine Segenskraft entlockt, welche dem Besitzer solch eines Instrumentes zugute kommt. Weiter kann der Kultus des Wortes wohl nicht mehr getrieben werden.

In nächster Verwandtschaft mit dem heiligen Worte stehen die heiligen Symbole. Davon hat der Lamaismus eine große Menge. Einige sind allgemein buddhistisch. So der Swastika, den man wohl das buddhistische Kreuz genannt hat, ein, wie es scheint, uraltes Symbol, das der Buddhismus nur übernommen hat. Seine richtige Form ist diese: die Anhänger der alten Bon-Lehre haben das Symbol nach der andern Seite gedreht sich zu eigen gemacht: Ein anderes altbuddhistisches Symbol ist das Rad, in vorbuddhistischer Zeit das Sinnbild der Macht eines großen Herrschers. Es wurde dann auf Gautama, den geistigen Großfürsten, übertragen und in dem Rollen des Rades die Ausbreitung seiner Lehre dargestellt gesehen. Das Rad hat manchmal sechs, manchmal acht, in andern Fällen eine große Menge („tausend") Speichen. Das dritte häufige

Symbol des Buddhismus ist die Lotosblume. Diese schöne Blume, die aus der Tiefe des Wassers hervortaucht, hat durch ihre Anmut, durch die Reinheit ihrer Blüten und durch das Wachsen aus dem Dunkel des Wassers hervor (Symbol des Übernatürlichen, das nicht auf dem Nährboden der Erde entspringt) die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ist so zum vielbenutzten Sinnbild geworden. Neben diesen verbreitetsten Symbolen gibt es noch eine große Zahl spezieller, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Symbolische Tiere sind der Tiger, der Drache, der Phönix, die Fledermaus, alle, wie es scheint, dem Chinesischen entlehnt. — Diese Symbole werden nun auf den Zauberzetteln häufig mit heiligen Formeln verbunden, um diese desto wirksamer zu machen. Sie stoßen einem auch bei der Ausstattung jedes Tempels und bei den Arrangements der Opfer immer wieder auf, nicht als bloße Spielerei und Dekoration, sondern weil die heiligen Symbole zauberkräftiger Natur sind und an der einen großen Aufgabe mitarbeiten, die dämonischen Mächte niederzuhalten.

In diesem Zusammenhange muß auch der eigentümlichen Zauberkraft gedacht werden, welche der Lamaismus an gewisse Finger- und Handhaltungen gebunden glaubt. Mit der Rezitation gewisser Zauberformeln muß eine bestimmte Art, zu sitzen und Hände und Finger zu halten, verbunden sein. Das Zauberkräftige in der Pose der Hände hängt jedenfalls zusammen mit den verschiedenen Mûdra (Handhaltungen), welche man die Buddhafigur einnehmen ließ. Die verschiedenen Stellungen des Buddha, ursprünglich einfach künstlerischer Ausdruck einer gewissen Situation, wurden in ein System gebracht, jede mit ihrer besonderen Bedeutung. Daraus entwickelte sich die Vorstellung von einer gewissen übernatürlichen Kraft, welche gerade gewissen Haltungen innewohne, und nun baute man regelrecht eine Lehre von Hand- und Fingerposen aus, welche das Rezitieren bannender oder segnender Formeln zu begleiten hätten.

Zu voller Entfaltung kommt alles bisher erwähnte, heilige Wort, Symbol, Gebärde, erst im Zusammenhang

mit dem Opfer. An Opfern, von der einfachsten bis zu der verwickeltsten Art, ist der Lamaismus überreich. Geopfert werden kann schlechthin alles. Die einfachsten Darbringungen sind Blumen und Weihrauch. Regelmäßige tägliche Gaben auf den Altären der Tempel sind sodann Wasser, Reis, Früchte, Kuchen und Lampen oder Lichter. Früchte und Kuchen werden oft, um sie nicht täglich erneuern zu müssen, in künstlicher Nachbildung auf den Altar gestellt. Außerdem kann aber der Laie für irgend einen Zweck zum Opfer bringen, was ihm wertvoll und geeignet dünkt, die betreffende Gottheit zu bewegen. Ein besonderes Opfer, das jeder Laie wenigstens einmal im Jahre für sich darbringen sollte, während die Mönche es zweimal im Monat für sich bringen, ist das Opfer für die Gesamtheit der Götter und Dämonen. Hierbei findet man noch deutliche Anklänge an alte blutige Opfer, indem für gewisse verehrte Mächte sog. Schädelgefäße aufgestellt werden, deren Inhalt, obwohl er faktisch heute in dünnem Tee besteht, Menschenblut genannt wird. Auch Fleischspeisen spielen bei diesem Opfer eine Rolle. Manche der Opferstoffe werden vernichtet (verbrannt). Anderes essen die Lamas, wobei immer ein kleiner Rest übrig gelassen und außerhalb des Tempels für die „hungrigen Geister", die Bewohner eines besonderen Teiles des Weltalls, hingestreut wird. Wertgegenstände, welche Laien als Opfer bringen, z. B. kostbare Gefäße, behält das Kloster als Eigentum. Die Opfer sind von einem reichen Ritual umgeben, bei welchem eine lärmende Musik ertönt. Der Spezialopfer, durch welche Laien sich irgend welche Gunst oder Erleichterung verschaffen wollen, sind unzählige. Besonders unheimliche Dämonen empfangen ihre Opfer nur abends nach Sonnenuntergang oder in der Nacht. Große Opferungen sind von Prozessionen, religiösen Tänzen und Aufführungen begleitet. Bei alledem hat sich der Buddhismus skrupellos mit den alttibetanischen Vorstellungen und Bräuchen (der Bon-Lehre) vermischt und trägt in tausend Zügen das Fremdartige, seinem ursprünglichen Charakter völlig Widerstrebende offen zur Schau. —

Die Masse des Volkes wird durch all die erwähnten Praktiken ganz und gar in die Hände der Mönche gegeben. Hierbei ist allerdings eine Einschränkung zu machen. Es sind nicht nur die Mönche, die hier in Frage kommen, sondern es existiert außer ihnen noch eine besondere Klasse von Zauberern. Sie sind Laien, stehen aber sehr häufig mit Klöstern in einer Verbindung, die man wohl „Geschäftsverbindung" nennen könnte. Man befragt sie, zieht sie zu magischen Bräuchen und Aufführungen heran, und sie üben oft einen großen Einfluß selbst auf die Mönche. Sie führen den Ehrentitel „Verteidiger des Glaubens", und an ihrer Spitze steht eine sehr angesehene Persönlichkeit, der Nä-tschung, den man bei allen wichtigen öffentlichen Angelegenheiten befragt.[1]) Aber sehen wir von diesen Zauberern ab, so bedarf man immer und immer wieder der Mönche. Ein bekanntes Wort sagt: Ohne einen Lama vor sich gibts keinen Zugang zur Gottheit. Darin liegt in der Tat das allgemeine Empfinden ausgesprochen. Diese Mönche des Buddhismus, einer Religion, die ihrem ursprünglichen Charakter nach weniger als irgend eine andere priesterliche Vermittlung zu dulden scheint und jeden auf sich selbst und seine Bemühung verweist, sind zu den schärfsten Typen priesterlicher Vermittler und Bevormunder geworden; das Volk trägt hier ein Priesterjoch, wie es wohl nirgends auf der Erde wieder in gleicher Wucht Menschen auferlegt wurde. Der bezeichnendste äußere Beleg für diesen Zustand ist die Menge der Pilger, die unablässig von allen Teilen des weiten lamaistischen Gebietes her nach Lhassa strömt, um dort dem Mönchtum in der Person seiner obersten Spitze, des Dalai Lama, eine Verehrung darzubringen, wie sie eben nur einem göttlichen Wesen gebracht wird. Jene Szene, die sich unter dem vergoldeten Dache des Dschowo Kang von Lhassa immer neu abspielt, wie das göttliche Kind (denn mei-

[1]) Der Nä-tschung hat seine Residenz bei Lhassa, und Landon berichtet in dem erwähnten Werke über einen Besuch des Tempels, welchen der Obermagier selbst freilich zur Zeit der englischen Invasion verlassen hatte.

stens ist es ein solches, wenige Dalai-Lama haben volles Mannesalter erreicht) auf einer Plattform sitzt, überschattet von dem Baldachin, eine Art Scepter in der Hand, von welchem bunte Seidenfahnen herabhängen, tausende von Andächtigen vor ihm, die langsam mit zusammengelegten Händen an seinem Thron vorübergeführt werden, und während sie einen Augenblick vor ihm Halt machen, neigen sie sich zur Erde und berühren mit dem Haupt den Rand der Plattform, Gebete und Anliegen ihres Herzens in schnellem Gemurmel vorbringend, der Verehrte aber berührt den Kopf des Pilgers mit den seidenen Fähnchen seines Scepters, ihn so segnend und seine Bitte erhörend — das ist der deutlichste Ausdruck davon, wozu der Buddhismus in Tibet geworden ist. Diesen Bôdhisattva in Menschengestalt umgeben die Scharen seiner Geschorenen, von denen die hervorragendsten in den Augen des Volkes übernatürliche Fähigkeiten haben, durch die Lüfte zu fliegen, in die verborgenen Gebiete der Welt hinabzusteigen, sich unsichtbar zu machen, ohne Nahrung zu leben; und um diese ganze Schar des irdischen Mönchtums stellt sich die Menge der Himmlischen, die mit ihnen im Bunde ist, die unermeßliche Menge der Gottheiten. Ihnen gegenüber stehen die furchtbaren, grausamen, blutgierigen, dunklen Mächte, schauerlicher Tücke voll, doch von jenen gezügelt. Mitten inne aber duckt sich scheu und ehrfurchtsvoll die arme unwissende Menge, angstvoll ausspähend nach den drohenden Unheimlichen und sich mit Gebet, Opfer und Zauberspruch klammernd an die wundertätigen Helfer. In dieser Lage hat der Lamaismus das Volk von Tibet seit Jahrhunderten erhalten.

Die Mönche sind die Herrscher. Ihre Klöster sind die Zwingburgen des Landes, auch darin Burgen gleich, daß hinter ihren Mauern Waffen und Munition geborgen sind, von denen der Lama, wenn es gilt, wohl Gebrauch zu machen weiß. Die Geschichte der Lamas ist eine höchst kriegerische Geschichte, bis hin zu der letzten Verteidigung der Tempel-Zitadelle von Gyantse gegen die englische Expedition. Schlimmer aber als

ihre kriegerische Haltung nach außen und als all das Blut, das sie in Kämpfen mit Chinesen oder Europäern vergossen haben, ist der stille Krieg, welchen sie beständig gegen die besten Kräfte ihrer eigenen Nation führen. Alle wertvollen Güter des Landes ziehen sie an sich, von Gold, Silber und Juwelen an bis zu dem Stückchen Butter, das der Ärmste bringt. Alle Wege des Gelderwerbs haben sie verlegt. Sie sind Ärzte, Apotheker, Maler, Händler, Geldverleiher und unwiderstehliche Bettler sogut wie Priester, Wahrsager und Zauberer. Was sie nicht selbst tun, wie Bestellung ihrer großen Ländereien und allerlei Handwerk, das zwingen sie Laien für sie zu tun, die wenig mehr sind als ihre Leibeigenen. In allem stehen sie auf einem höheren, geschützteren Niveau: wer den Lama bestiehlt oder gar ermordet, hat das fünf- oder zehnfache der gewöhnlichen Strafe zu erwarten. Das Volk aber erträgt solch merkwürdiges und drückendes System nicht nur, sondern dieses wächst immerfort aus dem Volke selbst neu hervor und hat seine Wurzeln in ihm selbst, in jenen dunklen Tiefen der Seele jedes einzelnen, welche keine wissenschaftliche Forschung jemals voll beleuchten wird.

Alfred Bertholet, Professor der Theologie in Basel:

Der Buddhismus und seine Bedeutung für unser Geistesleben.

Klein 8. 1904. M. 1.—.

„Das Heft sollte solchen Gebildeten gegeben werden, die es für modern halten, mit dem Buddhismus zu liebäugeln."

Magdeburgische Zeitung. 1904. Nr. 117.

Buddhismus und Christentum.

8. 1902. M. 1.20.

Die seit Schopenhauer immer wieder erörterte Frage nach dem Verhältnis des Buddhismus zum Christentum hat Professor Bertholet in Basel in einer ausführlichen Darstellung behandelt, die scharf die Ähnlichkeiten und die Unterschiede hervorhebt und die Frage nach der Abhängigkeit des Christentums von Buddha streng geschichtlich beantwortet.

Die Gefilde der Seligen.

8. 1903. M. —. 70.

„Bertholet . . . . behandelt, an Böcklins allbekanntes Gemälde anknüpfend, eines der interessantesten Kapitel aus der Jenseitshoffnung, den Paradiesesglauben. Auch hier zeigt sich der Verfasser wieder als tüchtiger Religionshistoriker und Psychologe".

Monatsschrift für die kirchliche Praxis. III. 5.

Buddha und die Frauen.

Von Max Schreiber. Klein 8. 1904. M. —.90. Kart. M. 1.20.

„Um der modernen Hochschätzung des Buddhismus, auch in Deutschland, entgegenzutreten, greift Schreiber einen besonders bedeutsamen Punkt heraus und stellt, möglichst auf Grund der zugänglich gemachten Pali-Quellen dar, was die Frauen vom Buddhismus zu erwarten haben. Mit ruhiger Sachlichkeit, die bereit ist, wirkliche Vorzüge des Buddhismus auch als solche anzuerkennen, arbeitet er den unversöhnlichen Gegensatz zwischen der buddhistischen und der christlich-deutschen Lebensauffassung scharf und überzeugend heraus. — Die kleine Schrift ist gleich wertvoll und unmittelbar praktisch verwendbar für die Apologetik und die Missionsarbeit."

Kirchliche Gegenwart. 1904. Nr. 2.

„Ein anmutiges und fein ausgestattetes Büchlein ohne jeden gelehrten Ballast, sozusagen ein Lobpreis auf die Frau, jedenfalls den Frauen selbst . . . . geschenkweise in die Hand zu geben."

Leipziger Zeitung. 1903. Nr. 13[illegible]